

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Vermischte Erzählungen und Aufsätze

Vermischte Erzählungen und Auffsätze.

Der Brandstifter.

(Mit einer Abbildung.)

Die Abendglocke in der Baumwollen-Fabrik des Herrn Roland ertönte, die Arbeiter und Arbeiterinnen strömten heraus, sich nach verschiedenen Richtungen vertheilend, und der junge Werkführer Barnier, dem die Fortgehenden einen traulichen Abschiedsgruß zunichten, blickte ihnen mit der frohen Zufriedenheit nach, womit ein thätiger Mann auf das beendigte Tagewerk zu schauen pflegt. Aber der geschäftsmäßige Ausdruck seines Gesichtes verschwand bald und machte einer gewissen poetischen Verklärung Platz. Er schlich gleichsam verstoßen durch die Gartenthüre und eilte mit leisen Schritten auf eine Gartenlaube zu, die sich ziemlich versteckt am Ende eines Gebüsches befand. Obwohl der Anblick erwartet sein mochte, so strahlte doch Glüdeswonne aus den Augen des jungen Mannes, als sie auf das liebliche Mädchen fielen, welches mit einem Buche in der Hand in der Laube saß, und erröthend zu ihm aufschaute.

— Du hast doch nicht lange auf mich gewartet? fragte er, sich neben sie setzend.

— Ach nein, Gustav, erwiderte sie, indem sie verschämt den Kopf zur Seite wandte; es kommt mir sogar vor, als wenn die Feuerabendglocke seit einigen Tagen früher als sonst läute.

Eine kleine Verlegenheit schien bei Gustav anzudeuten, daß diese Wahrnehmung begründet sein dürfte, dann sagte er munter:

— Die Zeit vergeht Einem, der nach der Arbeit eine theure Marie finden soll, auch gar zu langsam, wenn man ihr nicht ein klein wenig nachhilft. Möglichst ernster werdend, fuhr er fort: „Uebrigens bin ich fest entschlossen, morgen bei Herrn Roland um deine Hand anzuhalten.“

Sie wurde bleich vor Schrecken und sprach ängstlich: „Ach, Gustav, wenn das nur gut abläuft! Ich bin außerordentlich besorgt um die Antwort, die dir mein Onkel geben wird.“

— Ich nicht, meine Theure, es will mir zwar auch vorkommen, als wenn dein Onkel lieber sähe, daß du seinen Buchhalter Bonin heirathest, den du nicht liebst. . . .

— Den ich verabscheue, fiel sie hastig ein.

— Nun also, was könnte er sonst gegen un-

sere Verheirathung einwenden? Ich bin von guter Familie, habe mir schon hübsche Ersparnisse zurückgelegt, und habe für die Zukunft Etwas zu erwarten. Ich glaube mich im Stande ein noch größeres Geschäft als jenes des Herrn Roland zu führen, und es wäre wahrhaftig nicht das Dummste was er thun kann, wenn er mich zu deinem Manne und vielleicht später zu seinem Handelsgenossen machte.

Marie schüttelte den Kopf und sagte mit bekümmertem Tone:

— Ich weiß nicht, der Onkel kommt mir seit einiger Zeit so sonderbar vor.

— Mir auch, aber das rührt ohne Zweifel von der Besorgniß her, seinen Baumwollenvor-rath, wenn er erschöpft ist, bei den jetzigen Preisen und der fühlbaren Seltenheit der Waare nicht in erwünschter Weise ersetzen zu können, und es kann allerdings der Fall sein, daß die Arbeit — wenn auch nicht ganz eingestellt — doch erheblich beschränkt werden muß, was immer für einen Fabrikherrn ein höchst unangenehmer Umstand ist. Doch diese Krisis muß bald vorübergehen. — Was mich ernstlich beunruhigt, ist die Möglichkeit, daß Herr Roland erklärt, über deine Hand nicht verfügen zu können, ohne bei deinem Verwandten in Amerika anzufragen.

— Ich glaube kaum, daß er das für nöthig halten wird, erwiderte Marie traurig, denn er ist mein Vormund. Zudem scheint meines Vaters Bruder, der allein dort noch lebt, sich wenig um mich zu kümmern; theilt er mir ja nie von seinen Nachrichten mit.

— Hat denn der Amerikaner Hudson nie mit dir über deinen dortigen Onkel gesprochen, auf dessen Empfehlung er doch in der Fabrik als Maschinenmeister angestellt wurde?

— Nein, er ist ja so wortfarg, und da er nur englisch spricht, worin ich zu wenig geübt bin, so haben wir kaum einige Worte gewechselt.

— Nun, es ist einerlei. Ich erwarte von deinem Onkel keine besonderen Schwierigkeiten, darum wollen wir uns auch keine unnöthigen Sorgen machen, sondern die wenigen Augenblicke, die wir beisammen sind, froh genießen. Erlaube jetzt daß ich dich umarme; dein Onkel Roland selbst wird, in Voraussetzung seiner demnächstigen Einwilligung zu unserer Verlobung, nichts dagegen haben.

— Alles wird er dagegen haben, und diesem sauberen Handel ein Ende machen! rief eine schneidende Stimme, die mehr höhnisch als zornig klang.

Die Liebenden subren erschrocken auseinander und starrten das Gesicht eines schon ältlichen Mannes an, welcher leise heranaeschlichen war und plötzlich in den Eingang der Laube trat.

Gustav faßte sich zuerst und sagte mit bescheidenem Freimuth:

— Es sollte mir leid sein, Herr Roland, wenn sie mir auch nur einen Augenblick unedle Absichten zutrauen. Es war meine feste Absicht, und ich habe sie eben noch ausgesprochen, sie morgen um die Hand ihrer Nichte zu bitten. Allein wenn es für einen braven jungen Mann tadelnwerth ist, sich um die Liebe eines edlen Mädchens zu bewerben, so soll mich allein dieser Vorwurf treffen, und nicht ihre Nichte.

Mit dem vorigen Hohn erwiderte Roland: Sie wollen mich wohl auf den Degen oder die Pistole herausfordern, Herr — Werkführer, wenn ich mir erlaube, meine Nichte ein dummes Gänschen zu nennen? — Was ihre beabsichtigte Mittheilung für morgen betrifft, diese kann ich schon heute beantworten: jeden Gedanken auf meine Nichte lassen sie unbedingt fahren. Und was sie selbst betrifft, so verlassen sie heute noch mein Etablissement. Da wir auf monatliche Kündigung contrabirt haben, so wird ihnen der Kassirer ihr Geld für diesen und den nächsten Monat auszahlen, und sie ziehen unmittelbar darauf ab.

— Ich lasse mich nicht auf diese Art fortgeschicken, ich habe nichts Ehrwidriges begangen, rief Gustav entrüstet.

— Ob es sich mit ihrer Ehre verträgt oder nicht, daran liegt mir wenig; daß ich aber berechtigt bin, einen Mann aus meinen Diensten zu entlassen, der ein geheimes Liebesverständnis mit meiner Nichte anspinnt, das weiß ich bestimmt, und ich verliere kein Wort weiter darüber. Du, Marie, gehst jetzt auf dein Zimmer, das du bis auf weitere Ordre nicht verlässest. Ihnen, Herr Werkführer, wünsche ich glückliche Reise. Was sie sonst noch mit r' einem Geschäfte abzumachen haben, das können sie morgen mit dem Buchhalter und Kassirer verhandeln.

Damit nahm er Marie unter dem Arm und führte sie fast mit Gewalt gegen das Wohnhaus.

In dem Geschäftszimmer der Fabrik waren nur noch zwei Personen anwesend: der Kassirer Bonin und der amerikanische Maschinenmeister.

Ersterer war ein Mann von mittleren Jahren, mehr mit Sorgfalt als Geschmack gekleidet: das schmale Gesicht mit den hervorstehenden Augen, mit der wunderbar spizen Nase, mit dem fast lippenlosen Munde — das Alles machte den Mann häßlich, ja sogar abhüchlich, wenn eine innere Aufregung die Slogaugen noch weiter hervortreten, und das was von den Lippen vorbanden war, ganz zurückziehen ließ. Das Aussehen des Amerikaners bildete einen auffallenden Contrast mit dem Kassirer. Dieser lößte unwillkürlich Abhüchen ein, während jener durch seine Offenherzigkeit und seine Güte Jedermann für sich gewann. Einige Zeichnungen durchgehend, schien er gar nicht Acht zu geben auf das was um ihn her vorging, als der hastige Eintritt Rolands die im Zimmer herrschende Stille unterbrach.

— Wir sind ihn glücklich los, sagte der Fabrikant zum Kassirer; ich habe das Stillschicken überrascht und gesprengt, und diesen Abend noch zieht der Liebhaber ab.

— Famos gute Idee! aber — der Buchhalter unterbrach sich, indem er mit dem Kopf nach dem Amerikaner hinwinkte.

— Ach, der versteht uns nicht, aber ich will ihn doch fortjchaffen. — Herr Hudson, sagte er in englischer Sprache, schauen sie gefälligst nach was an der Dampfmaschine fehlt, der Einbeizer hat mir gesagt, daß sie nicht mehr gut functionirt. Da ich mit dem letzten Zug nach R' fahre, so möchte ich vor meiner Abreise gern das Ergebniß ihrer Untersuchung kennen.

Der Amerikaner nickte bejahend zu und entfernte sich.

Der Buchhalter rieb sich hierauf die Hände und wiederholte: Eine famos gute Idee, die Sache so weit kommen zu lassen, bis man im rechten Augenblick den windigen Burschen aus dem Hause werfen kann. Sie sind ein Erzpissfikus, Roland.

Der Fabrikant nahm das Lob mit süßäuerlicher Miene auf indem er sagte: » Die Idee rührt eigentlich von Ihnen her.

— Von uns Beiden; sie macht uns Beiden Ehre. Also es bleibt dabei, diese Nacht glänzende Beleuchtung.

— Ja, es bleibt dabei, erwiderte der Fabrikant mit einer sich selbst ermutigenden Stimme von einem Seufzer begleitet.

Mit seiner allerwiderwärtigsten Geberde stieß der Buchhalter die Worte aus: » Eine kolossal infame Idee! Das Lagerhaus leer wie die Kirche am Wochentage — versichert als wenn es so voll wäre wie die Kirche am Sonntage — brennt

auf mir nichts dir nichts — ha, ha, ha, das Material verarbeitet, und die Versicherungssumme eingestrichen — diese Idee ist wahrhaft beneidenswerth.

— Sie wissen, entgegenete Herr Roland mit einem gewissen mürrischen Tone, daß der Plan von Ihnen herrührt, also auch Ihnen das ganze Verdienst gebührt.

— Aber die Ausführung, Roland, die Ausführung macht ihnen alle Ehre: Sie fahren um neun Uhr nach dem Bahnhofe ab, während um zwölf Uhr der Spektakel losgeht. Das Feuer bricht in einem werthlosen, kaum für einige hundert Franken versicherten Gebäude aus, aber der Westwind geht, und so ist das Lagerhaus, das von den übrigen Gebäuden, wegen der zahlreichen darin enthaltenen Baumwollenballen, entzündet worden, ha, ha, ha! Ich kann beweisen, daß ich wegen eines Rheumatismus den ganzen Tag über das Zimmer nicht verlassen habe — es ist Alles infam löstlich, auf Ehre!

Roland schien die Ueberzeugung seines Buchhalters durchaus nicht zu theilen, denn er sagte bedencklich: „Aber man wird untersuchen wollen, wie das Feuer entstanden ist; wenn da nur nicht ein Verdacht —“

— Warum nicht gar! Es wundert mich nur, daß sie nicht auf die infam seine Idee gefallen sind, den Verdacht auf den entlassenen Werkführer fallen zu lassen. — Du lieber Gott, es liegt ja gar zu nahe, daß der arme Teufel, der auf einmal sein Liebchen und seine Stelle verliert, auf eine empfindliche Rache faßt — ein paar hingeworfene Worte lenken den Verdacht nach dieser Richtung — er wird in Untersuchungs-haft gezogen, — er wird am Ende freigesprochen, weil man ihm nichts beweisen kann, aber die ganze Welt denkt doch: der Werkführer Barnier ist der Brandstifter.

— Sie sind ein wahrer Satan im Erfinden von Ideen, Bonin; aber sie nehmen es mit den möglichen Folgen gar zu leicht, während ich die Furcht nicht loswerden kann, daß man doch hinter unsere Anschläge komme.

— Um, was mich betrifft, habe ich ja keinen Finger zu etwas Unrechtem gerührt. Allein was haben Sie zu fürchten? Ich allein kenne ihre Geheimnisse, und ich bin unlösbar an sie gefettet, wenn ich mit Fräulein Marie verheirathet bin. Das amerikanische Geld, das in unserm Geschäft steckt, betrachten wir als Mitgift und lassen es auf keinen Fall mehr aus den Händen, denn wir sind die einzigen Erben. Aber haben sie dafür gesorgt, daß das Vögeln nicht aus dem

Kästig kann, und uns etwa während der Nacht entwischt?

— Ich habe sie selbst in ihr Zimmer eingeschlossen und den Schlüssel der alten Margareth gegeben, auf die wir uns verlassen können.

— Freilich, freilich, sie hat uns ja jedesmal die Zusammenkünfte des verliebten Paares verrathen.

— Und die Fenster sind, wie am ganzen untern Stock des Wohnhauses, vergittert.

— Na, so ist freilich nichts zu besorgen. Bestellen sie ihr Gefährt nur recht pünktlich um neun Uhr. Wenn die Geschichte hier losgeht, sind sie schon an Ort und Stelle. Morgen früh laß ich ihnen das Unglück durch eine telegraphische Depesche ankünden. Ha, ha, ha!

Das edle Paar verabschiedete sich nun. Roland begab sich auf sein Zimmer, wo er allerlei Geräthe und feuerfangende Stoffe, die er nicht mehr für nöthig hielt, in eine Kiste packte, die er unter seine Bettstelle schob. Nachdem er das Licht ausgelöscht hatte, ging er in den Hof und sein Wagen fuhr sogleich ab.

Ein besonderes Nebenhaus enthielt die Wohnungen des Werkführers und des Maschinenmeisters. Dies gab Anlaß zu einem gewissen Verkehr zwischen ihnen, der jedoch bei der Einsilbigkeit des Einen und der verlebten Zerstreuung des Andern, nichts weniger als herzlich war. In einem Augenblicke wo er in seinen innigsten Gefühlen verletzt war, sah Barnier ungern das Eintreten seines Nachbarn. Hudson schien sich über seinen kalten Empfang wenig zu kümmern; er nahm dem Werkmeister gegenüber ruhig Platz, schob die Lampe so, daß er selbst im Schatten saß, aber Barniers Gesicht in voller Beleuchtung vor sich hatte, und begann die Unterhaltung in englischer Sprache, die auch dem Andern völlig geläufig war, mit der Frage: „Ihr sollt heute noch die Fabrik verlassen?“

— Ja.

— Allein ihr geht nicht gern fort.

— Nein.

— Ihr würdet lieber hier bleiben und Miß Marie heirathen?

Barnier schwieg und warf einen forschenden Blick auf Hudson.

— Seid nicht so verzagt, Freund, es kann Beides geschehen.

Der Werkführer starrte den Amerikaner an, als wenn er den Sinn seiner Worte nicht verstanden hätte.

— Ich sage, ihr könnt viellecht hier bleiben und Miß Marie heirathen; ihr müßt aber Vertrauen zu mir haben.

Es lag in dieser glückverheißenden Erklärung und in dem herzlichen Tone, womit sie gesprochen wurde, so etwas Ernuthigendes, daß Barnier den gesenkten Kopf erhob und mit belebter Stimme sprach: „Ich habe Vertrauen zu Euch, ich halte Euch für einen wahren Ehrenmann.“

— Gut! so theilt mir mit, wie die Sachen um Euch und Marie eigentlich stehen; aber spricht kurz, genau und wahr!

— Ihr wißt vielleicht, daß die vor einem Jahre gestorbene Frau Roland nicht glücklich mit ihrem Manne gelebt hat. Nachdem ihre zwei Brüder nach Amerika abgereist waren, heirathete sie Herrn Roland, unsern jetzigen Prinzipal. Er wußte seine ergebene Frau dahin zu bringen, daß sie den Brüdern nichts über das Unglück ihres häuslichen Lebens mittheilte, und so gelang es dem Fabrikherrn, von seinen reichen Schwägern eine bedeutende Summe zu erlangen, womit er seine Fabrik auf den jetzigen Standpunkt bringen konnte. Von den Schwägern war nur einer verheiratet, doch starben beide Eltern bald mit Hinterlassung eines Töchterchens, welches der ledige Onkel seiner Schwester in Europa zur Erziehung mit einer sichern Gelegenheit übersandte, eben diese Marie, von der — die Rede gewesen ist.

Frau Roland, welche keine Kinder hatte, erzog die Nichte mit Liebe und Sorgfalt; aber als sie starb ließ sie das Mädchen in einer bedenklichen Lage zurück. Da der Todesfall ihrer Tante sie so zu sagen einer zweiten Mutter beraubt hatte, ließ sie der Fabrikherr seine tyrannische Autorität sehr hart fühlen; namentlich quälte er sie mit Anstößen, den Kassirer Bonin zu heirathen, den sie nicht ausstehen kann. Ueberhaupt ist seit einiger Zeit der Einfluß dieses Mannes auf den Prinzipal ebenso unerklärlich als stark; meinerseits halte ich ihn für nachtheilig.

Hudson nickte beistimmend zu. — Und was wollt ihr nun thun?

Unentschlossen ob seiner Antwort, sah der Werksführer Hudson fragend an.

— Ich meine: seid ihr gesonnen, die Marie mit dem Kassirer heirathen zu lassen?

— Nimmermehr! brauste Barnier auf. „Ich werde Alles aufbieten, damit sie nicht einen ihrer unwürdigen Mann heirathen müsse.“

— Ihr wollt also Marie vermögen, mit euch zu entfliehen?

— Ja, nach Amerika, um ihren Onkel aufzusuchen; gibt der seine Einwilligung, so heirathe ich sie; ist er vielleicht gestorben, so haben wir unsere Schuldigkeit gethan, und ich heirathe sie auch.

— Gesezt aber, der Onkel in Amerika nimmt

sie als Kind an, Euch aber nicht als Schwiegersohn: was dann?

— Warum sollte er einen braven Mann, der Marie liebt und von ihr geliebt wird, nicht zum Schwiegersohne annehmen wollen?

— Freilich kommt Euch das so vor. Wir sprechen morgen weiter über die Sache. — Gute Nacht! Damit ging Hudson fort, und Barnier blieb ziemlich enttäuscht und entnuthigt zurück.

Um zehn Uhr fuhr Roland vom Bahnhofe a 1 Der Mond beschien die Landschaft, an welcher der Zug mit gemäßigter Schnelligkeit vorüberrollte. Nun folgten Gärten und Felder, dann trat eine Gruppe von Gebäuden hervor.

— Das ist die Spinnerei des Herrn Roland; sagte einer der Reisenden, die mit in demselben Wagen saßen.

— Man sagt, sie beschäftige immer die nämliche Anzahl Arbeiter, ohnerachtet des erhöhten Preises der Baumwolle, setzte ein Anderer hinzu.

Roland drückte sich tiefer in seine Ecke; er wollte nicht nach der Fabrik hinschauen, die er der Vernichtung bestimmt hatte. Als angehender Verbrecher solterten ihn die Gewissensbisse derart, daß er glaubte die Anschuldigung dieser Steinmasse zu vernehmen.

Nach einer kurzen Pause sagte der erste Reisende: „Was für eine sonderbare Beleuchtung auf der Fabrik ist! Sie wird doch nicht gar des Nachts arbeiten?“

Der andere Reisende schaute auch durch's Fenster, und nach einer kurzen Beobachtung rief er aus: „Das ist keine Beleuchtung, das ist Feuer! Wahrhaftig, da schlägt schon die Flamme aus dem Dach!“

— Schon jetzt? stieß Roland erstaunt hervor, ärgerte sich aber sogleich über das unbesonnene Wort und beruhigte sich erst, als er bemerkte, daß seine Begleiter gar nicht auf ihn achteten, sondern die Feuersbrunst im Auge hatten.

— Das Feuer scheint gewaltig rasch um sich zu greifen. Aber es kommt Hilfe, man sieht Leute herbeileiten.

Roland, bestürzt daß der Brand, der erst zwei Stunden später ausbrechen sollte, jetzt schon wüthete, begriff wohl daß er nicht länger theilnahmlos bei einer Katastrophe bleiben könne, als deren Opfer er früher oder später bezeichnet würde. Er erhob sich daher rasch und drängte sich an das Wagonsfenster mit denn Worten: „Wäre es wahr, daß die Roland'sche Fabrik in Brand gerathen sei?“

— Sie steht in hellen Flammen — überzeugen Sie sich selbst.

Ein Augenblick reichte ihm hin, um sich zu orientiren. »Um Gotteswillen, rief er entsetzt aus, das ist ja mein Haus, mein Wohnhaus, was da brennt.

— Wie? Ihr Haus? Sind sie denn Herr Roland?

— Ja, ich bin der unglückliche Roland; ich muß hinaus, ich muß dahin.

Er versuchte die Thagentür zu öffnen, um hinauszuspringen, aber die Mitreisenden rissen ihn mit Gewalt zurück mit dem Rufe: »Es wäre ja Ihr augenblicklicher Tod.

Roland entledigte sich der Zurückhaltenden so weit, daß er zum Fenster hinausrufen konnte: »Man halte den Zug an! Mein Haus brennt, ich muß hinaus!

Die Gefährten suchten ihn zu beruhigen und ihm verständlich zu machen, daß das Schreien ihm nichts helfe, daß der Zugführer, auch wenn er es vernähme, den Zug nicht halten lassen dürfte; daß man, der frühen Stunde halber, auf schleunige Hilfe zählen dürfe, und daß man auch von allen Seiten Menschen nach der Brandstätte eilen sehe.

Unterdessen war der Zug weiter gerollt und hatte die brennende Fabrik hinter sich gelassen, wie er Alles hinter sich läßt. Roland warf sich erschöpft und verzweifelt auf seinen Sitz. Welche Gedanken durchflogen nicht den Geist des gefolterten Mannes! Wie das Feuer in seinem Haupte entstanden sein möchte: was kam darauf an? Aber er hatte aus Sparsamkeit sein Wohnhaus nur sehr gering, die bewegliche Habe darin gar nicht versichert; wie vieles Besitzthum ging da zu Grunde! Und wenn die feuerfesten Schränke sich nicht bewährten und ihren Inhalt nicht schützten, welch ein Verlust an Geld und gelbeswerthen Papieren! Jetzt nahm sein Idenengang eine andere Richtung. Dachte er vielleicht an seine Nichte, die er in ihrem Zimmer eingeschlossen hatte, und die nun in die Gefahr eines gräßlichen Todes sein mußte? Nein; er dachte nur daran, daß es nicht lange dauern werde, bis auch das Lagerhaus in Flammen stehen werde, daß jede Möglichkeit eines Verdachtes von Brandstiftung nun geschwunden sei; denn was war natürlicher, als daß die Funken des Wohngebäudes auch das Lagerhaus in Brand setzten? und daß die Versicherungssumme des letztern eine sehr bedeutende sei. Aber freilich, wenn die feuerfesten Schränke nicht Probe hielten, da war der Verlust doch zu ungeheuer. Von diesen Gedanken gepeinigt, ächzte

und stöhnte der Schuldige gar erbärmlich, und die Anwesenden suchten auf alle mögliche Weise den Hartgeprüften zu trösten.

Wenden wir uns jetzt wieder nach der Fabrik. Der Werkführer hatte es auf seiner Stube nicht aushalten können, er war in den Garten gegangen, in welchem er so manchen vergnügten Augenblick mit Marie verlebte und von wo aus er ihre Zimmerfenster sehen konnte, die ebenso finster, als die des abgereisiten Fabrikherrn waren. Eine tiefe Wehmuth schlich sich in den Geist des sonst ziemlich charakterfesten jungen Mannes, den aber ein doppeltes Unglück getroffen hatte. In seinen Träumereien bemerkte er nicht gleich, daß die Beleuchtung der Gesträuche und Blumen eine andere wurde, als die bisherige des Mondes. Endlich mußte er es doch bemerken und schaute erstaunt um; da fiel sein Blick auf die Stubenfenster des Herrn Roland, hinter denen eine unheimliche Gluth wogte, und in demselben Augenblicke zersprangen erbigte Fenster Scheiben und züngelnde Flammen leckten daraus hervor.

Höchst erschrocken rief Barnier: »Feuer! Feuer! rannte in das Haus, dessen innere Einrichtung ihm bekannt war, eilte bei den Zimmern des Fabrikanten, in denen er das Feuer deutlich knistern und prasseln hörte, vorbei nach der Stube Mariens und wollte hineinstürzen, aber die Thüre war verschlossen.

— Marie, theure Marie, bist du hier drinnen?

— Ja, mein Freund, antwortete eine ängstliche Stimme.

— Komm rasch heraus, denn das Feuer ist in deiner Nähe.

— Ich weiß es wohl, aber der Dinkel hat mich eingeschlossen. Laß dir schnell die Schlüssel von ihm geben.

— Um Himmelswillen, rief Gustav, welch ein Unglück! Der Dinkel ist seit einer Stunde abgereisit.

— So muß ich hilflos in den Flammen umkommen! jammerte das arme Mädchen.

Wie alle edeln Männer verlor auch Barnier u diesem Augenblicke der höchsten Gefahr am wenigsten die Besonnenheit; er nahm sogar einen möglichst ruhigen Ton an, um auch Marie möglichst viel Ruhe zu verschaffen.

— Dein Dinkel hat natürlich den Schlüssel nicht mit auf die Reise genommen. Wem kann er ihn übergeben haben?

— Der alten Margareth, denke ich.

— So habe nur ein wenig Geduld, mein

theures Herz, ich komme gleich wieder. Er floh davon, um die alte Margareth aufzufuchen, aber er fand sie nirgends.

Außer Mariens Stubenschlüssel hatte Herr Roland dieser Frau den Kellerschlüssel gegeben, und sie hatte die Abwesenheit ihres Herrn benutzt, um eine starke, aber leidlich verhehlte Leidenschaft nach geistigen Getränken zu befriedigen. In ein abgelegenes Kämmerchen zurückgezogen, hatte sie sich so lange gütlich gethan, bis sie eingeschlummert war. Daher konnte sie Barnier weder in der Stube, noch in der Küche, noch im Keller finden, und keiner der flüchtenden Diensthofen konnte ihm Bericht von ihr geben.

Unterdessen hatten die Flammen wüthend um sich gegriffen; durch die zerstörten Plafonds und Thüren breitete sich das Feuer bereits in die obern Stockwerke und auf den Hlrgang aus. In diesem wichtigen Augenblicke sah Barnier den Amerikaner und rief ihm zu: „Helfst mir Marie retten! sie ist eingeschlossen! ein paar Brechstangen her!“ Hudson verlor sein Flegma und wurde rasch wie ein junger Mensch. Augenblicklich schaffte er die Stangen herbei; allem es ist schon zu spät, die Flammen sperren ihnen den Weg. Entsetzt sahen sich die Männer an. Diese Unentschlossenheit ist nur Augenblicklich, Barnier nahm den Maschinenmeister bei der Hand, führte ihn um das Haus, indem er das Wort: „Leitern!“ rief.

Schon hatte man von allen Seiten her Spritzen aufgestellt, um dem Feuer Einhalt zu thun; Leitern wurden gegen Mariens Fenstermauern gelehnt, und die beiden Freunde hatten mit den Brechstangen bald das Gitterwerk erbrochen. Der Werkmeister fing Marie in seinen Armen auf und trug sie die Leiter hinunter weit von aller Gefahr, obschon vom brennenden Dache Ziegelsteine und Feuerlöden herunter rieselten. Ueber Mariens Voss beruhigt, eilte er zur Brandstätte, um dort noch zu helfen.

Hudson hatte bemerkt, daß ein heftiger Wind die Flammen und die Funken nach dem Lagerhaus zu und selbst über dieses hinwegtrieben, er beschloß daher, als Barnier wieder auf der Brandstätte war, sich zu überzeugen in wie fern dies Gebäude durch seine Bauart dem Feuer widerstehen könne oder ob eine Ausräumung rathsam sein dürfte; er wechselte einige rasche Worte mit Barnier und begab sich dann nach dem Geschäftszimmer, welches in dem noch nicht brennenden Theile des Hauses lag. Hier traf er den Buchhalter beschäftigt, einen Koffer mit dem Inhalte eines geöffneten Schrankes zu füllen. Mit dringend barschem Tone fragte er in fran-

zösischer Sprache: „Wo sind die Schlüssel zum Lagerhause?“

Mit sichtlichem Erschrecken, ja mit Entsetzen starrte der Buchhalter den Amerikaner an, der angeblich kein französisches Wort verstand und ihn ganz geläufig in dieser Sprache anredete; er konnte in seiner Ueberraschung nicht antworten.

Hudson schaute sich kaltblütig im Zimmer um, wo verschiedene Schlüsselbunde mit darüber gehesteten Etiquetten an der Wand hingen; er fand augenblicklich das gewünschte heraus, nahm eine Laterne, welche immer bereit war, falls man das Magazin des Nachts betreten mußte. Hierauf ergriff er den bereits gefüllten Koffer und zog ihn hinter sich her aus dem Cabinet, ohne sich um den betäubten Buchhalter zu kümmern.

Dieser erholte sich bald von seiner Erstarrung, sandte dem Amerikaner einen wilden Fluch nach und hatte eine herrliche Idee, wie er seine verbrecherischen Einfälle nannte. Es galt jetzt einen feuerfesten Koffer auszuplündern, der besondere Werthschaften enthalten mochte. Herr Roland hatte ihm zwar den Schlüssel dazu gegeben, aber nicht das ganze Geheimniß des Mechanismus eröffnet. Er glaubte das Aufschließen müsse ihm gelingen und arbeitete mit solchem Eifer, daß er die mit jeder Minute wachsende Gefahr vergaß. Endlich glaubte er den Mechanismus entdeckt zu haben, da stürzte das brennende Dach ein, schlug durch die Plafonds und begrub den Elenden.

Hudson übergab den Koffer der Aufsicht Barniers und begab sich in's Magazin, dessen Thür er hinter sich schloß. Da er nie darin gewesen war, so sah er zum ersten Male, daß der Eingang eine Art Vorzimmer bildete, wo auf einem Tische ein Register lag, worin die ein- und ausgehende Baumwolle eingeschrieben wurde.

Durch eine spitzbüßische Vorsichtsmaßregel hatte Bonin dieses Register an diesen Ort legen lassen. Nach seiner Berechnung mußte dasselbe beim Ausbruche des Brandes in Sicherheit gebracht werden. Später, dachte er wird hierdurch die im Magazin vorhandene Baumwolle bestätigt, und die Versicherungsgesellschaft muß deren Werthschaft bezahlen. Das enorme Total welches Hudson darin aufgezeichnet fand, erregte sozgleich einen Argwohn, der sich bestätigte, so wie er den eigentlichen Lagerraum betreten hatte. Die ungewöhnliche Verpackung der zahlreichen Ballen konnte der Scharfsicht des Amerikaners nicht entgehen; er tastete daran umher und sprach das einzige Wort „Heu“ aus. Als er sich weiter umsah, fielen seine Augen auf eine Uhr mit

die Schüssel zu
ja mit Entsch
erklärer an, u
ert verhand u
verachte an
ung nicht an

im Zimmer an
darüber g
and hingen; e
beraus, nach
war, falls m
u magst. Die
ten Koffer un
Cabinet, von
zu bestimmen
er Erklärung
den Tisch nah
wie er sein
Es galt 199
wden, der de
mochte. Der
sessel dazu g
beimig des
te das An
bedeutete un
der Mante
glaubte er
da fürste
ay die Pla

der Aufste
ggin, des
nie darin g
Rale, daß de
dote, wo an
in die ein
ben wurde.
sichtungsgr
essen Der le
musste dand
Sicherheit g
er wird für
die Bonnan
stelschaft un
enorme Ze
t fand, w
härte, je
ern hatte. D
reidhen F
erklärer
und froch
er sich
eine Uhr



freischwebenden Gewichten, worunter ein Tischchen stand, auf welchem sich ein Feuerzeug befand, das durch die Zündbölzchen verdrängt wurde; es war nämlich eine Büchse mit leicht beweglichem Metalldrücker, auf dessen Druck sich ein Platin-schwämmchen entzündete und eine intensive Flamme hervorbrachte. Nun war die Büchse so gestellt, daß das schwerste Gewichtstück der Uhr zu einem gewissen Zeitpunkt den Drücker niederdrücken mußte; die Uhr zeigte 10 Minuten vor zwölf an und das Gewicht schwebte über dem verhängnißvollen Drücker. Von der Stelle der Entzündung liefen wohlangebrachte Schwefelfäden nach den Ballen hin, und an den Stellen wo sie ausliefen, waren feuerfangende Stoffe angehäuft.

Der sonst so unerschütterliche Amerikaner war diesmal so betroffen, daß er einen Augenblick die Gesichtsfarbe wechselte. Rasch hängte er das Gewichtstück aus, sonst aber ließ er die ganze Veranstaltung genau wie er sie vorgefunden hatte. Damit Niemand hinter sein Geheimniß komme, schloß er das Magazin wieder zu und wandte sich an einen Polizeibeamten mit dem Befehl, das Magazin zu versiegeln, bis der Eigentümer zurückkehre, was sogleich vollzogen wurde.

Am nächsten Morgen kehrte Roland zurück. Er war sehr in Verlegenheit, die ausgemachte telegraphische Depesche nicht erhalten zu haben. Wie der Leser schon weiß, hatte die göttliche Gerechtigkeit ein Hinderniß eingelegt. So wie die Eisenbahn näher kam, konnte er deutlich sehen, daß sein Wohnhaus nur ein Aschhaufen war, dagegen das der Vernichtung bestimmte Magazin ganz und wohlbehalten dastand. Welch geheimnißvolle Ursache mag wohl schuld an dieser Verwechslung sein? Welch unvorhergesehene Umstände hatten einen so fein ausgedachten Plan zernichtet, seinen Urheber zu Grunde gerichtet, anstatt ihn zu bereichern? Da erinnerte er sich an die brennbaren Stoffe die er eiligst unter das Bett geschoben hatte, und gewann die Ueberzeugung, daß er selbst sein Wohnhaus in Brand gesteckt hatte, und so war es auch; allein die Unversehrtheit des Magazins war noch immer ein Räthsel für ihn. Wenn Unberufene das Magazin betreten und die dortige Brandveranstaltung erblickt hatten, wozu konnte das nicht führen? Dies waren die peinigen Gedanken, die den Schuldigen quälten, zu denen noch die Erinnerung an seine Richte kam, die vielleicht ein Opfer seiner verbrecherischen Pläne geworden war.

In siebenthafter Aufregung stieg er auf dem Bahnhofe aus. Hier empfing ihn eine Menge von Bekannten, die nicht gekommen waren, um ihn zu trösten, sondern um ihn als den Helden des Tages zuerst zu sehen und zu sprechen. So hörte er Gutes und Schlimmes durcheinander, und sein Herz wurde von verschiedenartigen Empfindungen hin und her gezerrt. Das Haus war bis auf den Grund niedergebrannt, die Richte war glücklich gerettet, der Buchhalter war halb verbrannt, halb zerquetscht unter den Trümmern gefunden worden; die alte Margareth war vermisst worden, und man glaubte ihre Leiche aufgefunden und erkannt zu haben; sonst war kein Unglück vorgekommen; der Inhalt des großen Feuerkoffers war gerettet, der kleinere hatte sich wirklich als feuerfest bewährt; alle übrigen Mobilien waren von den Flammen verzehrt; der Werkführer Barnier und der Maschinenmeister Hudson hatten sich am meisten bei dem Vorfalle ausgezeichnet; diesen zwei braven Menschen verdankte er die Rettung seiner Richte und seiner Werthschaften. Dagegen sei außer Zweifel, daß das Feuer in dem Zimmer des Hausherrn selbst ausgebrochen sein müsse. Dies wußte er besser als Jemand; er half sich damit durch, indem er die Vermuthung fallen ließ, die alte Margareth habe nach seiner Abreise in seinem Zimmer ausräumen sollen, und habe muthmaßlich durch Nachlässigkeit die Feuersbrunst veranlaßt. Diese Erklärung wurde von den Anwesenden als wahrscheinlich angenommen. Da vom Magazin auch nicht die geringste Rede war, so fiel von Rolands Herzen eine Entlastung.

Bei der Ankunft auf der Fabrik wurde Roland von Hudson empfangen, der ihn sogleich in sein eigenes Zimmer führte und die Thüre hinter sich verschloß.

— Ich glaubte, sagte er in gutem Französisch zu ihm, sie kämen gar nicht wieder, um nicht Bekanntschaft mit dem Zuchthause zu machen.

Der Fabrikant stammelte erbleichend: — Herr, welche Sprache!

— Sie haben ihr leeres Waarenlager in Brand stecken und die Versicherungsprämie für ein volles beziehen wollen.

— Aber das Waarenlager steht da.

— Weil ich ihre Brandstiftung früh genug entdeckte. Es ist übrigens versiegelt und noch von Niemand außer mir betreten.

— Man kann mir also nichts beweisen, wenn sie mich nicht verrathen. Ich biete ihnen . . .

— Schweigen sie still, Altvater! Wenn Jemand hier das Recht hat Auerbieten zu machen, so steht es mir zu. Die hauptsächlichsten Bücher sind

Die weiße Elster oder die lächerliche Muthmaßung.

(Mit einer Abbildung.)

gerettet, und der erste Blick in dieselben, so wie in das Lagerhaus mit seinen Heuballen beweist, daß sie falsche Bücher geführt haben; somit sind sie desto leichter der Brandstiftung zu überführen.

Da Roland seinen Plan unwiderleglich am Tage liegen sah, sagte er mit tonloser Stimme: „Der Buchhalter Bonin ist an Allem schuld.“

Kalt erwiderte Hudson: „Kann sein, daß er der moralische Urheber dieser Verbrechen war; allein Gottes Gerechtigkeit hat ihn erreicht, das Gesetz wird sich an sie allein halten. Nur unter folgenden Bedingungen werden sie den gerechten Folgen ihres Frevels entgehen:

— Sie überlassen dem Werkführer Barnier und mir die Liquidation und Feststellung dessen, was ihren Schwägern in Amerika zukommt. Zugestanden?

Sie überlassen, gegen angemessenen Preis, die Fabrik ihrer Nichte Marie, die sich mit Barnier verheirathen wird. Dieser Ertrag wird mehr als hinreichend zu ihrem Unterhalte sein. Zugestanden?

— Ohne die Einwilligung meines Schwagers in Amerika kann ich dies nicht zugestehen.

— Die brauchen sie nicht einzuholen, denn ich bin selbst Georg Duviwier. Ich kam nach Frankreich, um meiner Nichte die Erbschaft ihrer Eltern zu überbringen. Ich wollte mit eigenen Augen sehen, wie Sie das Vermögen, welches mein Bruder selig und ich ihnen anvertraut haben, verwalteten. Ich bin überzeugt, daß ich mit einem solchen Schwager nicht zusammen leben kann. Wenigstens hundert Stunden Landes müssen zwischen uns sein. Ist meine Bedingung zugestanden?

Ein leises „Ja“ war die Antwort.

— So begeben sie sich gleich nach der Stadt und bleiben dort bis unsere Angelegenheiten abgethan sind. Und dann, wie gesagt, wenigstens hundert Stunden! Sie können gehen.

Roland wollte noch etwas sagen, allein die Stimme versagte ihm. Er ging daher davon.

Am Abend dieses Tages sah wie gestern um dieselbe Zeit ein glückliches Brautpaar in der Gartenlaube und sprach von der baldigen Hochzeit: Es waren Barnier und die schüchterne Marie. Der Onkel George hatte ihre Hände in den seinigen vereint und mit befriedigter und theilnehmender Gemüthsstimmung theilte er das Glück der jungen Leute.

(Nach Trewendt's Volkskalender bearbeitet.)

An einem schönen Herbstabende des Jahres 185.. ging ein junger Mann in elegantem Jagdanzuge, eine schöne Doppelflinte unter dem Arm, einen hübschen Fußspad entlang, welcher sich am Rhein hinunter durch reizende Wiesengelände und kleine Weidenpflanzungen hinzieht. Sein langsamer Gang und der zu Boden gesenkte Blick deuteten bei ihm auf die Enttäuschung, welche ein schlechter Erfolg auf der Jagd so leicht im Schützen hervorrufft, oder vielleicht auch den Kummer eines Verliebten, welcher den Gegenstand seiner Wünsche nicht getroffen hat. Wie dem nun aber auch sei, unser abendlicher Spaziergänger, der sich Arthur von Newville nannte, bewohnte seit acht Tagen ein kleines freundliches Landhaus in der Nachbarschaft, und hatte seither jeden Tag drei- bis viermal den nemlichen Weg gemacht, ohne auch nur ein einziges Mal die Grenzen zu überschreiten, welche er sich selbst gesteckt zu haben schien.

Am achten Tage, als Newville wieder hinter einem Weidenschlage stand, verdüfterte sich seine einen Augenblick freundlich strahlende Stirne, und nach einem hastigen Blick links und rechts, warf er die Flinte auf den Rücken, lockte seinen Hund und sagte: „Ich werde mich morgen wieder hier einfinden.“

Etwa zweihundert Schritte von dem Weidenschlage stand an einem Abhange eines Hügels ein allerliebstes kleines Landhaus, das in zwei Wohnungen abgetheilt war. Die eine hatte die Eigenthümerin inne, eine kinderlose Wittwe mit ihrem Neffen; in der anderen hauste während des Sommers als Miethsman ein alter Junggeselle, ein Rentier, mit seiner Nichte Emma. Madame Cora Leblond, so hieß die Wittwe, war eine keine Kugelrunde Frau, hatte keinen andern Fehler als daß sie in ihrem fünf- und vierzigsten Jahre für jung und hübsch gelten und sich von Männern huldigen lassen wollte. Ihr Nachbar, der alte Junggeselle Herr Müller, schien sie übrigens theilweise zu derartigen Ansprüchen zu berechtigten. Auch er dünkte sich, trotz seiner langen hagern Figur, noch für hübsch und wohl erhalten genug, um auf ein weibliches Herz einen günstigen Eindruck zu machen, und hatte daher der dicken Wittve seine Huldigungen und seine fünfzig Jahre zu Füßen gelegt, welchen eine Rente von zehntausend Franken einiges Relief

gab. Herr Müller gestand sich selber, daß das reizende Landgütchen der Madame Leblond dem Besig der wohlbeleibten Wittve in seinen Augen einen merkwürdigen Reiz verlieh.

Die beiden jungen Leute besaßen in Wirklichkeit noch jene physischen Vorzüge, welche bei ihren Verwandten nur chimärisch waren. Alfred war dreißig Jahre alt und hatte soeben sein Examen als Rechtsgelehrter bestanden; er war für sein Alter ein sehr gelehrter, kräftiger, frischer Junge. Emma war kaum achtzehn Jahre alt, war lustig wie ein Fink, frisch wie eine Rose, schelmisch wie ein Affe: ihre muthwilligen Augen und ihr Stumpfnäschen verliehen ihrem Aeußern etwas Pitantes.

Es war eben acht Uhr Morgens. Madame Leblond lag unter ihrem Fenster und schaute in die Landschaft hinaus; Emma trat auf den Balcon, und alsbald fingen die Damen miteinander an zu plaudern. Plötzlich rief Madame Leblond, deren Blick über den Weidenschlag hingestreckt war:

— Wahrhaftig! Das ist doch sehr merkwürdig!

— Was denn? fragte Emma.

— Ich erkenne ihn deutlich, versetzte die Wittve durch ihr Fernglas nach dem Weidenschlage hinüber sehend, es ist der junge Mann von gestern.

— Was für ein junger Mann? sagte Emma.

— Sehen sie, dort drüben, am Saume des Waldchens, zwischen den Weiden!

— Aha, ich bemerke ihn, aber was ist denn mit ihm?

— Jenun, sehen sie denn nicht, daß er die Augen gar nicht von unserer Seite abwendet?

— Wirklich, das thut er, bestätigte Emma.

— Nun, gerade so, auf derselben Stelle und in derselben Haltung stand er gestern Abend da!

— Das ist doch wahrlich sehr sonderbar!

— Er sieht wirklich da wie eine Bildsäule. Was denken sie von dem jungen Manne?

— Was ich davon halte? Jenun, mich dünkt, er muß seine besonderen Gründe dafür haben, und er scheint mir auf etwas zu lauern.

— Etwa auf Jemanden! etwa auf irgend eine Dame! meinte Madame Leblond.

Emma wurde in diesem Augenblicke von ihrem Oheim abgerufen und verließ den Balcon. Die Wittve dagegen verweilte noch lange unter ihrem Fenster und bemühte sich ausfindig zu machen, aus welchem Grunde ein vernünftiges Wesen mehrere Stunden lang sich einer solch eintönigen Stellung unterwerfen könne.

Am folgenden Morgen waren Madame Leblond und Emma um dieselbe Stunde wieder auf ihrem Reconnoissanceplatze, und der Jäger

stand auch längst auf seinem Posten. Emma hatte sich auch mit einem Fernglas versehen, das sie unaufhörlich gegen den räthselhaften Jäger richtete.

— Man zeigt nicht so viele Ausdauer für einen leblosen Gegenstand, äußerte Madame Leblond, welche sachkundig schien; ich behaupte, daß dieses Warten und Lauern einer Person gilt.

— Glauben sie? erwiderte Emma. So viel ich von hier aus erkennen kann, sieht mir der junge Herr zu honnett aus, als daß er einem Menschen auslauern könnte.

— Ganz gewiß! auch ich bin weit entfernt, ihm nur die mindesten schlimmen Absichten zuzuschreiben, meinte die Wittve.

— Aber ein Mann, der mit der Flinte unter dem Arm und im Gebüsch versteckt lauert? . .

— Er trägt sie vielleicht nur weil sie ihm ein besseres Ansehen gibt.

— Ah! man sollte fast glauben, sie wüßten mehr von ihm, als sie zu wissen sich das Ansehen geben wollen! rief lachend Emma.

— Nein, fürwahr, da thun sie mir Unrecht, liebes Kind; aber ich reime mir die Sache so zusammen: wer täglich an denselben Ort kommt, um Jemanden zu erwarten oder aus der Ferne zu beobachten, der muß von einem mächtigen Drang dazu getrieben werden. Es kann dies kein Nachgedanken sein; sie haben selbst gesagt, daß der junge Herr drunten für eine solche Annahme zu honnett aussieht. Folglich muß er andere Gründe für sein Betragen haben.

— Und welcher Art könnten denn diese sein? fragte Emma neugierig.

— Welcher Art? mein Gott, liebes Kind, sie sind noch zu jung, um das zu begreifen.

Hiermit hatte die Unterredung ein Ende. Madame Leblond gingen mancherlei Gedanken darüber in dem Kopf herum. Einen Augenblick schwelgte sie in den reizendsten Illusionen, dann fand sie sich wieder in die Wirklichkeit zurückgeschleudert, und mußte sich, nicht ohne bittere Reue, sagen: daß sie, nachdem sie die Werbungen des Herrn Müller angenommen, die Freiheit nicht mehr habe, sich dem Zauber gewisser Hoffnungen hinzugeben.

Emma hingegen hatte, trotz dem geringen Verstande, welchen ihr die Wittve in solchen Dingen zugetraut, doch sehr wohl begriffen, von welcher Art jener Drang sein müsse, auf den Madame Leblond angepielt hatte. Die Vermuthung der Wittve war ihr nicht nur nicht unwahrscheinlich vorgekommen, sondern sie hatte sogar gefunden, daß der Fremde nur wegen

einer der Bewohnerinnen des Landhauses dort die Wache bezogen habe. Nur dünkten ihr die Ansprüche der tiefen Wittve auf eine derartige Huldigung sehr wenig statthaft, und es erschien ihr weit natürlicher, sich selbst als Ziel der Aufmerksamkeit und Sehnsucht des jungen Mannes zu betrachten. Uebrigens sah sie in dieser Entdeckung keinen Beweggrund zu Freude oder Eitelkeit, denn ihr Herz hatte schon gesprochen, und der künftige Rechtsanwalt hatte keinen Nebenbuhler zu befürchten.

Am andern Morgen sagte Madame Leblond zu Emma: »Sehen sie, meine Liebe, er ist schon wieder da und verwendet sein Auge von meinem Fenster.

— Oder vielleicht von dem meinigen, mit ihrer gütigen Erlaubniß, verlegte Emma, welche sich das Vergnügen nicht versagen konnte, die gefällsüchtige Wittve ein wenig zu necken. Diese Bemerkung versetzte Madame Leblond in Staunen, sie schüttelte ärgerlich den Kopf, fuhr vom Fenster zurück und schlug dasselbe voll Ingrimm zu. In diesem Augenblick schlich der lange bogere Herr Müller in's Zimmer, gegen den sie in ihrem eiligen Schritte anprallte.

— Nun! nun! was ist denn das? rief sie unmutig; wie kann man denn den Leuten so den Weg versperren? Sie haben mich ganz entsegllich erschreckt!

— Bitte tausendmal um Vergebung; das war gewiß meine Absicht nicht, erwiderte er mit der süßesten Stimme, und zog aus seiner Tasche ein aufgerolltes mit rosenfarbenem Seidenbände zusammengeknüpftes Papier. Hier, meine theure Cora, ist der Entwurf unsers Heirathsvertrags, welchen aufzulegen sie mir gestern erlaubt haben. Ich habe die halbe Nacht damit zugebracht.

— Schon gut! schon gut! ich will ihn gelegentlich lesen und mit Ruße prüfen, erwiderte sie zerstreut.

— Gelegentlich? mit Ruße? wiederholte Herr Müller mit einem trübseligen Gesichte, wozu diese Zögerung? Sie kennen doch meine Ungeduld. Offen gesagt, es fällt mir ordentlich auf, daß, nachdem Sie bis vor Kurzem selbst auf baldige Vollziehung unserer Verbindung drangen, sie nun seit einigen Tagen weit weniger Eile zu haben scheinen als ich.

— Ach! lassen sie mich doch mit ihren Grillen, verlegte die Wittve ungeduldig. Sie mögen wohl mit Recht Eile haben in den Ehestand hineinzukommen, da sie schon in den Fünzfzigen stehen. Bei mir hingegen ist dies ein ganz Anderes. Ich habe, Gott sei Dank, meine Freiheit noch, Herr Müller, und kann warten.

Herr Müller? rief dieser ganz betreten; sie nennen mich Herr! da doch seit sechs Monaten mein Ohr gewöhnt ist, daß sie mich nur bei meinem Taufnamen nannten? In der That, meine theure Cora, ihre Bestimmtheit kommt gewiß von einem Anfange von Migräne her?

— Wohl möglich, verlegte Madame Leblond trocken; denn ich fühle sehr dringend das Bedürfniß nach Ruhe und Einsamkeit.

Herr Müller wußte sehr wohl, daß es gefährlich sei, Cora's Nerven aufzuregen; er schob also den Vertragsentwurf wieder in seine Tasche, gab sich die Miene eines ergebungsvollen Schlachtopfers und schlich auf den Zehenspitzen hinaus. Er hatte nichts Eiligeres zu thun, als das unangenehme Ergebniß seiner Richte Emma zu erzählen, welche darüber in ein schallendes Gelächter ausbrach.

— Was soll denn das bedeuten, mein Kind, rief Herr Müller beinahe unwillig; wie soll ich mir eine derartige Lustigkeit erklären, die gar nicht zu dem Zustande paßt, in welchem du mich siehst?

— Werden sie nur nicht böse, lieber Onkel! Ich habe ja das größte Mitleid mit ihrem Schmerz, und wenn ich mich über Jemand lustig machen wollte, so wäre es gewiß nicht über sie.

— Das will ich hoffen, brumnte Herr Müller, ging mit lebhaften Schritten im Zimmer auf und ab, und ließ bisweilen die halblaute ärgerliche Frage hören: »Über woher mag denn dieser unhöfliche Empfang kommen? Was mag Cora nur haben?

Emma kämpfte eine Weile unschlüssig mit sich selber, dann aber trug eine kleine weibliche Bosheit den Sieg davon. Sie nahm ihren Onkel an der Hand, führte ihn an's Fenster, zeigte ihm den schmutzen jungen Jäger und sagte geheimnißvoll: »Sehen sie, lieber Onkel, jener Herr dort unten ist die Ursache ihres kalten Empfangs bei Madame Leblond.

Herr Müller erwog sich einen Augenblick die Sache und schoß wie ein Pfeil zum Zimmer hinaus.

Die Wittve hatte sich mittlerweile verdrossen auf das Sopha hingestreckt. Sie kämpfte gegen ihre eigene Einbildung, allein ihre Gedanken fielen immer wieder auf den Fremden, als ihr Neffe Alfred hereintrat um der Tante einen guten Morgen zu sagen. Augenblicklich führte sie ihn zum Fenster und sagte:

— Nun komm einmal her, mein künftiger Staatsanwalt, der du den schwierigsten Dingen auf den Grund zu kommen weißt, entziffere mir ein Räthsel, das ich vergebens zu errathen gesucht habe.

— Meine schwachen Kräfte stehen ganz zu Ihren Diensten, liebe Tante; ver setzte Alfred verwundert.

— Blicke einmal dort hinüber nach dem Weidenschlag, den du zweihundert Schritte von dem Baldsaume siehst. Bemerkst du nichts Außerordentliches?

— Nicht das Geringsste, liebe Tante.

— Wie? Siehst du nicht einen — einen Mann dort?

— O ja, einen Herrn mit einer Jagdtasche und Flinte.

— Die Flinte kommt hier nicht in Betracht.

— Um Vergebung, Tante; wenn Jemand eine Waffe trägt, so ist es gewiß um sich ihrer zu bedienen, denn sonst hätte ja deren Führung gar keinen Sinn.

— Wie du willst, Alfred. Aber du mußt auch wissen, daß schon seit einigen Tagen jener Herr sich stundenlang auf dem Platz aufstellt, wo du ihn jetzt siehst.

— Mit der Flinte? fragte Alfred bedeutsam.

— Mein Gott, ja; aber wie ich dir schon gesagt, handelt es sich gar nicht um die Flinte. Sieh dir den Fremden einmal genau an und sage mir dann, was du davon denkst?

— Mich dünkt, liebe Tante, daß der fragliche Herr ein Jäger ist, erwiderte Alfred.

— Ach geh doch, daß ist ja unmöglich.

— Dann muß er ein Wilddieb sein, und es handelt sich nur darum, welcher Artikel des Strafgesetzbuches auf ihn anzuwenden sei.

— Du schweiffst ja ganz ab, Alfred, rief die Tante ganz unwillig. Es ist mir gar nicht darum zu thun, eine Vorlesung über Prozeßverfahren zu vernehmen, ich möchte nur von dir erfahren, welches von den Fenstern er so unverrückt in's Auge faßt — das meinige oder welches andere?

Der angehende Jurist erwog sich die Sache mit aller Gemächlichkeit und mit allem ihm zu Gebote stehenden Scharfsinn, und erklärte endlich: „Ich muß gestehen, daß mir diese Aufgabe ganz unlösbar erscheint; und wenn ich Ihnen meine Ansicht unumwunden aussprechen soll, so bin ich versucht anzunehmen, daß jenes Individuum gar nicht nach irgend einem Fenster dieses Hauses blickt.“

Der Wittve ging die Gebuld aus und sie stieg in den Garten hinab, um dort ihren Unmuth zu verlaufen. Alfred dagegen war durch die versänglichen Worte seiner Tante gedankenvoll gemacht worden; er stellte sich daher an's Fenster und verwendete sein Auge von dem unbeweglichen Jäger, bis er eine Menge von Gründen zu dem

Verdacht aufgefunden zu haben glaubte, daß derselbe nur wegen Emma dort stehe.

Herr Müller, den wir so rasch sein Wohnzimmer verlassen gesehen haben, besann sich unterwegs eines Bessern; es war ihm in den Sinn gekommen, daß es weit klüger sei, sich zuerst genügende Beweise für seinen Verdacht zu verschaffen, bevor er dem Ungeßüm seiner gekränkten Eigenliebe den Zügel schießen lasse. Er schlich sich also bis in die Nähe des Jägers, und kam gerade noch recht, um diesen im Selbstgespräche sagen zu hören:

— Abermals vergebens gewartet und einen ganzen Morgen verloren! Aber gleichviel, nichts soll meine Beharrlichkeit ermüden, ich will, ich muß sie haben; ich werde morgen, übermorgen wiederkommen, koste es was es wolle, ich muß sie haben. Damit hatte er seine Flinte wieder auf den Rücken geworfen und war fortgegangen.

Für Herrn Müller war dies mehr als genügend. Er hatte mit eigenen Ohren gehört, um was es sich handelte. Er kehrte also unter fürchterlichen Gestikulationen nach Hause zurück. Sein erster Gang galt der Madame Leblond, welche gedankenvoll in einer der Lauben saß. Der sonst so sanfte und unterthänige Mann stellte sich ihr gegenüber wie ein verunrotheter Tiger.

— So, meine treulose Cora, sing er an, ich weiß nun, warum sie mich vor einer Stunde so schönede behandelt haben! Ich weiß, daß es in dieser Gegend einen Menschen gibt, der mir ihren Besitz freitrig macht. Ich weiß, daß dieser verruchte Mensch vom Morgen bis zum Abend alle Zauberkünste seines Blickes anwendet, um mir ihr Herz zu rauben!

— Nun, und was weiter? fragte Madame Leblond fast stolz.

— Was weiter? glauben sie wohl, mich durch ihre erkünstelte Ruhe zu hintergehen? Ich weiß, sie haben einen andern Liebhaber, ich einen Nebenbuhler; ich habe es aus seinem eigenen Munde vernommen!

— So habe ich mich also nicht getäuscht? rief Cora triumphirend.

— Wie? und sie freuen sich noch darüber?

— Er hat ihnen also gestanden, daß er mich liebe, der arme junge Mann?

— Fürwahr, Madame, versetzte Müller, der sich vor Wuth kaum konnte, solch ein Verfahren ist unerhörte! Bemitleiden sie ihn vielmehr als in solchem Tone in meiner Gegenwart von ihm zu sprechen.

— Mit welchem Recht wollen sie mir einen Beweis geben? fuhr nun Madame Leblond auf; und bin ich nicht mehr frei in meinem Hause zu

schalten und zu walten wie ich will? Herr Müller.

— Immer besser, rief Herr Müller. Wie? sie gestatten also dem ersten besten Bagabunden freien Zutritt zu ihrem Herzen?

— Wenn aber so mein Wohlgefallen ist!

— Und sie wollen ihn am Ende gar heirathen?

— Ich werde sie doch nicht erst um ihre Einwilligung bitten sollen?

— O, ich würde es ihnen von Herzen gern erlauben.

— Sie langweilen mich mit ihrem Geschwäze, rief Madame Leblond aufstehend, und Beide wandten einander den Rücken.

Am andern Ende des Gartens hatte mittlerweile ein beinahe ganz ähnlicher Auftritt stattgefunden, nur nahm er sich nicht so grotesk aus.

— Da vertraue Einer noch den Schwüren eines Weibes! sagte Alfred traurig.

— Da glaube ein Mädchen noch einem Manne, wenn er ihr ein blindes Vertrauen zuschwört, rief Emma weinend.

— Und nicht ein Sterbenswörtchen der Rechtsfertigung, um mich zu beruhigen!

— Das wäre eine Schwäche, die ich mir mein Leben nicht vergeben würde.

— Ach! sagen sie lieber, daß ihnen das Lügen zuwider ist.

— Nein, das ist zu arg. Geben Sie nur meinen Worten jede beliebige Deutung.

— Das heißt, sie gestehen ein . . .

— Nehmen sie es für ein Eingeständniß!

— Und sie halten mich noch für schwach genug, daß ich sie noch lieben könnte?

— Ich hoffe, im Gegentheil, daß wir geschiedene Leute sind.

— Der Himmel behüte mich vor einem treulosen Weibe!

— Gott bewahre mich vor einen eifersüchtigen Gatten!

— Also leben sie wohl, mein Fräulein.

— Gott befohlen, mein Herr.

Man kann sich denken, was für eine Nacht diese vier Personen nach einem so stürmischen Tage verbrachten. Cora's Schlafzimmer befand sich unter dem des Herrn Müller. Sie hatte darauf gerechnet, sich durch Schlaf von den Anstrengungen ihres Gemüths zu erholen; allein sie hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht, weil sie nicht an die Verzweiflung des Opfers ihrer Grausamkeit gedacht hatte. Herr Müller ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Das Getöse versetzte anfänglich Cora in Unmuth; als aber das Seufzen des Unglücklichen immer bestiger wurde, fühlte sie nachsichtigere Gefin-

nungen in ihr Herz einziehen, und konnte nicht umhin, ihn einigermaßen zu bemitleiden. Der arme Mensch, dachte sie; seine Liebe ist also doch aufrichtig. Ich habe ihn auf eine allzu harte Probe gestellt. Wenn es auch an Andern nicht fehlt, so finde ich doch keinen zweiten Isidor mehr!

Auch Alfred hatte die Nacht schlaflos zugebracht. Ihm dünkte, sein Bruch mit Emma sei nicht energisch genug gewesen, er hielt es daher für nothwendig, ihr noch brieflich die Meinung zu sagen: zwanzig verrissene Briefe lagen umher; die einen schienen ihm zu erkünstelt, die andern zu weitschweifig, und der anbrechende Morgen traf ihn noch an dieser undankbaren Arbeit.

Emma war von der ganzen Geschichte am wenigsten aufgeregt. Alfred vollkommen zugezogen, war es ihr vollkommen gleichgültig, ob die Huldigungen des Fremden ihr galten, oder einer Andern. Sie wußte auch, daß es sie nur ein Wort kosten würde, um dem Groll ihres Verlobten ein Ziel zu stecken; allein ihr weiblicher Instinkt sagte ihr, daß sie auf ein ihr unwürdiges Spiel eingegangen sei.

Herr Müller war zwar nicht der Erste der aufstand, weil er so wenig als Alfred zu Bette gegangen war; aber er verließ wenigstens zuerst sein Zimmer. Sein Entschluß stand nun fest: er begab sich gerade nach dem Weidenschlag, wo der unermüdete Herr von Newville bereits auf seinem Posten stand. Mit festem Schritte trat er aus der Hausthüre und zeigte einen wahrhaft heroischen Entschluß und kriegerischen Muth; allein je näher er seinem Ziele kam, desto bedächtiger wurde sein Gang, desto sanfter seine Miene. Als er aber die kräftige männliche Gestalt des Jägers in der Nähe sah und die schüsselfertige Waffe in seiner Hand bemerkte, da verspürte er sogar kalten Schauer auf seinem ganzen Körper, und mit einem gewissen Respekt sagte er: „Mein Name ist Isidor Müller, Rentner. Ich wünschte einige Worte mit ihnen zu reden.“

— Ich stehe zu Diensten; aber offen gestanden würde ich ihnen lieber an jedem andern Orte und zu jeder andern Zeit Rede stehen, als in diesem Augenblicke hier.

— Mein Anliegen ist dringend und duldet keinen Aufschub.

— Das thut mir sehr leid; allein ich kann ihnen kein Gehör schenken, und bitte Sie, mich jetzt allein zu lassen.

— Ich werde ihnen nichts desto weniger sagen was ich auf dem Herzen habe.

— Ich habe Ihnen bereits bemerkt, daß Sie mich gewaltig geniren.

— Fühlen Sie keine Gewissensbisse darüber,

daß Sie so viel Unheil und Verdruß über jenes Haus bringen?

— Ich bitte Sie, treten Sie bei Seite!

— Sie verfolgen mit Ihren Huldigungen eine Dame —

— Schweigen Sie, mein Herr, ich bitte! Treten Sie unter die Bäume!

Jetzt konnte Herr Müller seine Entrüstung nicht länger bemeistern. „Mein Herr, rief er, ihr Betragen verdient einen Namen, den ein Mann von Bildung sich scheut auszusprechen.“

— Unausstehlicher Narr, scheeren sie sich zum Henker! erwiderte der Jäger und gab dem Rentier einen Stoß, der ihn in's Gebüsch schleuderte.

Herr Müller krabbelte sich verdutzt aus dem Gebüsch auf und gab Fersengeld.

Kaum war er verschwunden, so erschien Alfred, ging stracks auf den Jäger zu und sagte:

— Ich habe nothwendig ein paar Worte mit ihnen zu sprechen.

Diese neue Ueberläufigkeit reizte nur die unangenehme Stimmung des Herrn von Newville. Ungebuldig rief er: wer hat sich denn hier verschworen, mich zu beunruhigen?

Mein Herr, versetzte Alfred, sie nehmen da einen Ton an, der . . .

— Treten sie nicht näher, rief Arthur und erhob die Flinte; packen sie sich, oder ich schwöre nicht für ein Unglück!

Einer derartigen Drohung zu trotzen, wäre reiner Abergwitz gewesen; auch entfernte sich Alfred, drehte sich aber in einiger Entfernung noch einmal um und rief: „Ich werde sie schon finden; sie haben Drohungen ausgesprochen, welche das Strafgesetzbuch nach Artikel . . .

— Gehen sie zum Henker mit ihrem Gesetzbuch, erwiderte der Jäger erboßt und murmelte in aufrichtigem Aerger: „Da ist mir schon wieder der ganze Morgen verdorben!“

Allein sein Unstern wollte, daß er noch immer nicht Ruhe haben sollte. Kaum eine Viertelstunde verging, so erschienen in kurzen Zwischenträumen zwei Dienstmädchen, deren jedes ihm ein Billet ohne Adresse einhändigte. Mit Staunen las er deren Inhalt, welcher seine Ungebuld nur noch zu mehren schien. Aergerlich zerknitterte er beide Briefe und murmelte: „Seltsame Wünsche, ihr könnt mir als Pfropfen dienen.“

Madame Leblond und Emma erwarteten mit Ungebuld im Garten die Rückkehr der beiden Herren, und empfingen sie mit Anmuth und freundlichem Lächeln.

— Isidor, mein theurer Isidor, flüsterte die Wittve, ich habe Unrecht gehabt — vergeben sie mir?

Emma streckte dem jungen Juristen die Hand entgegen und sagte in den süßesten Tönen: „Alfred, zürnen sie mir noch?“

Dieser zog die niedliche Hand schweigend an seine Lippen, während Herr Müller vergeblich nach Worten rang, um sein Entzücken auszudrücken.

Emma nahm zuerst das Wort und sagte: „Ja, wir haben Beide Unrecht gehabt, Madame Leblond und ich. Wir haben daher Beide, jede für sich, zur Sühne ein Briefchen an jenen Herrn geschrieben, worin wir ihm erklären, daß seine Huldigungen, wie aufrichtig sie auch sein mögen, nicht angenommen werden können.“

— Und wir haben vielleicht eine Anflugheit begangen, sagte die Wittve: wir hätten ihn mit mehr Schonung behandeln sollen. Er scheint ein junger Dicksopf zu sein, und in seiner Verzweiflung . . . Im nemlichen Augenblicke stieß sie einen Schrei aus, welcher Aller Augen nach dem Weidenschlag richtete. Da sahen sie, wie Herr von Newville krampfhaft seine Flinte aufnahm und anschlag — ein lauter Knall erfolgte und der Jäger verschwand.

— Barmherziger Himmel, was ist geschehen? rief die Wittve.

— Gehen wir ihm zu Hilfe! Menschlichkeit und Nächstenliebe gebieten es, sagte Herr Müller.

Im Augenblicke wo sie den Weidenschlag erreichten, trat Herr von Newville aus dem Gebüsch mit freudestrahlendem Gesicht. In einer Hand hatte er die frisch abgeschossene Flinte, in der andern eine schöne weiße Elster. Die beiden Liebespaare standen da ganz verdutzt und wußten nicht was sie sagen sollten.

Als Seitenstück zu dieser Scene kamen von der andern Seite eine Menge Bauern mit Hacken, Mistgabeln und Sensen herbei: ein Gendarm hatte sich an ihre Spitze gestellt. Herr Müller hatte nämlich in seiner ersten Betroffenheit das ganze Dorf gegen den Fremden aufgebieten.

Es fehlte wenig, daß Herr von Newville als Straßenräuber, Brandstifter und Falschmünzer verhaftet worden wäre. Glücklicherweise konnte er noch vor Ankunft der bewaffneten Macht den vier Zeugen seines Verbrechens Aufklärung über sein Vorhaben geben.

— Meine Herren und meine Damen, sagte er, sie sehen in mir den allerschlimmsten Menschen. Dieses prachtvolle Exemplar einer ganz weißen Elster ist vielleicht das einzige welches in ganz Frankreich existirt. Sehen sie her und fragen sie sich mit mir, ob die makellose Weiße des Corviden ein Spiel der launenhaften Natur ist, oder

ob sie bloß vom Alter herrührt? Ist dieser Vogel ein Phänomen oder bloß ein schöner Greis, der Nestor unter den gefiederten Bewohnern Frankreichs? Dies ist eine Frage, mit deren Lösung sich demnächst die Wissenschaft beschäftigen soll und an welcher ich mit Ausbietung alles mir zu Gebote stehenden Wissens und Scharfsinns arbeiten werde.

— Aber, mein Gott, wer sind sie denn eigentlich? fragte Herr Müller verwundert.

— Mein Name ist Arthur von Newville, und da mein Vermögen mir erlaubt nach Gutdünken zu leben, habe ich mich mit Leib und Seele der Vogellehre ergeben, die ich unter der Leitung des berühmten Doktor Ray studirt habe.

— Ah! wenn wir das früher gewußt hätten, stammelte Herr Müller.

— So würden wir uns beiderseitig eine unangenehme Viertelstunde erspart haben, fiel ihm Herr von Newville in's Wort. — Ich gestehe es, daß ich etwas barsch gegen sie gewesen bin, aber halten sie dies meinem Eifer als Jäger und Naturforscher zu gute. Vor etwa drei Wochen bemerkte ich zum ersten Male diese weiße Elster in jenem Gehölze. Ich wagte kaum meinen Augen zu trauen. Als ich überzeugt war daß ich recht gesehen hatte, beabsichtigte ich das tiefste Still-schweigen darüber, und faßte den festen Entschluß Alles aufzubieten, um diesen merkwürdigen Vogel zu erlegen. Ich mietete ein Häuschen in der Nachbarschaft und verbrachte schon vierzehn Tage ohne demselben auf Schußweite nahe zu kommen. Diesen Morgen hörte ich ihn in jenen Bäumen schädern, schlich mich dahin, und im Augenblicke zum Schuß zu gelangen, da überumpelte sie mich, meine Herren, und drohen mir die längst ersehnte Gelegenheit, diesen Vogel zu erlegen, zu verderben. Sie begreifen nun, daß unter solchen Umständen —

— Sie in ihrem vollen Rechte waren, uns in's Pfefferland zu wünschen, versetzte Herr Müller halb verlegen. Auch wir waren im Unrecht, fuhr er fort, und um es wieder gut zu machen, laden wir sie zu einem ländlichen Frühstück ein, während dessen wir Ihnen das seltsame Mißverständnis aufklären können, das uns gegen sie einnahm.

Der Gendarm und seine Gehilfen hatten gering gehört, um von der Schuldlosigkeit des Jägers überzeugt zu sein. Beim Entfernem warteten einige dem Herrn Müller den Spitznamen „alter Schwäger“ zu.

Herr von Newville, von allen Seiten freundlichst aufgefordert, und zudem von seinem nächstem Wagen dazu aufgemuntert, nahm die Einladung

dankevoll an. Während des Mahles erwies er sich, trotz seiner Leidenschaft für die Vogellehre, als einen eben so lebensfrohen als gewandten Gesellschaftler, welcher unter Tischen das Abenteuer in einen Scherz umzuwandeln wußte.

Einige Wochen später ward in dem Landhause die Hochzeit der beiden Paare gefeiert, und man behauptet, daß seitdem der Friede auch nicht durch das mindeste Mißverständnis gestört wurde, was eine eben so große Seltenheit wäre, wie jene erlegte weiße Elster.

Der vertauschte Hut.

— Wir wollen uns hier verabschieden. Der Dinnibus wird dich nach N. bringen, wo ich dich morgen einholen werde. Günstweilen kommst du dich über den Umbau der Kunstschrauben belassen lassen, welchen Du seit einiger Zeit mit Abgäberde angestrebst. Also auf gut Glück und Wiedersehen.

Dies waren die Abschiedsworte des Herrn Des Essarts, neuernannten Unterparsanten des Bezirkes, welcher sich auf einer Antevase befand, an seinen künftigen Schwager, Eugen Marmont, Aderbaukandidat aus Liebhaberei.

Eugen hing seinen Mantel über den Arm, nahm seinen Hut, drückte noch einmal die Hand seines Reisegefährten, und der Dampfzug fuhr seinen Weg fort.

In dem einzigen Wirthshaus des Landsträßchens N. angelangt, fragte er den Gastwirth, wo er mit sachkundigen Kunstliebhaber-Plantzen Rücksprache nehmen könnte.

— Hier selbst, erwiderte dieser. Traten Sie in den Salon links, da finden Sie die anständigste Gesellschaft des Sträßchens, unter andern den Herrn Maire. Diese Herren beehren mich alle Abende mit ihrem Besuch.

Eugen ging in den sogenannten Salon. Er zählte sorgfältig den Haken, auf welchen er seinen Hut hing, indem er sich seiner großen Schwäche bewußt war, Hut oder Regenstium gar leicht zu verwechseln, was ihm vom Seiten der Einigen schon hundertelei Scherz zugezogen hatte. Besonders seine Schwäger, die künftige Madame Des Essarts, sagte oft, daß, seit ihr Wundor dem Kopf auf einer Eisenbahnreise verbrannt habe, es nicht zu verwundern sei, wenn er den Hut auch bisweilen verliere. Dessenungeachtet, als Marmont beim Hutauffhängen den fünften Haken sich in's Gedächtniß zu prägen suchte, bemerkte er nicht, daß aus demselben eine Wisitenkarte auf

den Boden fiel. Das Stubenmädchen sah es aber wohl, hob dieselbe auf und gab sie ihrem Herrn.

Um den langen Tisch der Weinstube saßen etwa ein Duzend der angesehensten Einwohner des Städtchens. Obwohl der Fremde beim Eintreten freundlich grüßte, so wurde dies doch nur mit einem geringen Kopfnicken kühl erwidert, und man zeigte keine Bereitwilligkeit, durch Zusammenrücken einen Platz für den Antömmeling zu gewinnen. Nur ein blasser, ältlicher Mann, der ganz am Ende des Tisches saß, machte eine Ausnahme; er rückte seinen Stuhl zur Seite und verschaffte dadurch dem Fremden Gelegenheit, sich niederzulassen.

Der gefällige, alte Herr lenkte alsdann seine Aufmerksamkeit auf das einen Augenblick durch die Ankunft des wissbegierigen Agronomen unterbrochene Gespräch. Allein derjenige, welcher das Wort führte und den Vorsitz einnahm, faste, seiner Zuhörer Zustimmung gewiß, eine muthmaßlich vorausgegangene Auseinandersetzung in den Kernworten zusammen: — Kurz, ich erkläre, daß die Italiener Recht haben, und der Papst Unrecht.

— Unterzeichnet: das Siècle, sagte Eugen halbblau.

— Was beliebt? fragte der Sprecher, indem er den Fremden über die Achsel ansah.

— D, nichts. Ich citire nur eine Autorität für Ihren Ausspruch.

Eine Zornesader begann auf der Stirn dieses Herrn zu schwellen.

— Wenn Sie sich berechtigt fühlen gegen meine Meinung aufzutreten, so thäten Sie besser...

Er wurde vom Wirthe unterbrochen, der ihm einige Worte in's Ohr flüßerte.

— So thäten Sie besser daran, meine irrige Meinung zu berichtigen. Wir leben hier in einer kleinen Stadt, beurtheilen daher die Weltbühel oft einseitig und falsch, sind aber der Belehrung von einsichtsvollen Männern jederzeit zugänglich.

Bei dieser Wendung des Gesprächs erstaunte der ganze Kreis, besonders diejenigen, welche die unerwartete Tonesänderung ihres Präsidenten nicht verstehen konnten und auf den Fremden schon drohende Blicke geworfen hatten, schauten mit gespannter Neugier auf ihren Vorsitzenden und wußten nicht, welche Haltung sie annehmen sollten. Allein Eugen sagte ruhig und kaltblütig:

— Sie beurtheilen mich zu gütig. Ich bin kein Freund von politischen Gesprächen; es würde mir weit angenehmer und belehrender sein, wenn mir einer dieser Herren mittheilen wollte, welche Erfolge der Anbau der Kunkelrüben, der in dieser

Gegend einen so außerordentlichen Aufschwung genommen, bis dahin geliefert hat.

Unter beifälligem Kopfnicken, als wenn er diesen Uebergang ganz natürlich fände, erwiderte der Wortführer: — Darüber kann ich selbst die beste Auskunft geben, und ließ sich darauf über den Gegenstand mit Ausführlichkeit und Sachkenntniß vernehmen.

Mittlerweile hatte der Wirth auch mit den andern Stammgästen geflüstert, und diese hatten untereinander die Köpfe zusammengesteckt, so daß alle Anwesenden eine Sache zu wissen schienen, die nur Eugen entging. Er suchte seinen blassen Nachbar in eine Unterhaltung zu ziehen. Dieser zeigte sich höflich, aber einsilbig, ja er erhob sich nach einiger Zeit und zog sich mit dem Präsidenten in eine Fensternische zurück, wo sie leise aber lebhaft miteinander sprachen.

Der andere Nachbar Marmont's rückte seinen Stuhl näher und sagte leise: — Wenn Sie irgend eine Auskunft über die hiesigen Verhältnisse und Personen wünschen, so stehe ich mit Freunden zu Diensten. Ich bin der Kaufmann Martinel.

— Ich danke Ihnen vielmals, erwiderte Eugen. Können Sie mir gefälligst sagen, wer mein Nachbar war, der jetzt mit dem Herrn in der Fensternische spricht?

— Es ist Herr Mercier, dem das schöne Gut die „Drei-Eichen“, dicht bei der Stadt, gehört. Er besaß ein schönes Vermögen, allein durch falsche Speculationen ist er so weit gekommen, daß er alle seine Güter verkaufen muß, und sich kein Käufer vorfindet als Herr Renaud — wissen Sie —

— Nein, ich weiß nichts.

— Hm, hm! Nun eben der Herr, mit dem er spricht, der Maire von N. Herr Renaud, welcher der Pächter der Gemeindegüter ist — wissen Sie —

Eugen machte eine Geberde als wenn er's wüßte.

— Da nun, wie Sie besser wissen als ich, Herr Renaud muthmaßlich abgesetzt werden wird, weil die neue Verwaltung behauptet, daß er sich die Gemeindegüter um einen Spottpreis zugeschlagen hat, so packte es ganz für ihn, die „Drei-Eichen“ zu kaufen und sich dahin zurückzuziehen. Aber er bietet dem armen Mercier so wenig, daß ihm nach Bezahlung seiner Schulden nichts übrig bliebe. Die jetzige Unterhaltung dort mag wohl ein letzter Versuch sein, den zähen Herrn zu einem bessern Angebot zu bringen.

— Ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihre Mittheilung, Herr Martinel.

— D, ich bitte recht sehr, es geschieht mit dem

größten Vergnügen. Wenn Sie mein Haus mit Ihrem Besuche beehren wollen, so werde ich mein Möglichstes thun, Sie zu unterhalten. Meine Töchter sind musikalisch; die Eine singt, und die Andere spielt Klavier, so daß gebiegene Kenner über die Leistungen Beider sich mit großer Anerkennung ausgesprochen haben. Kann ich vielleicht jetzt die Ehre haben ein Glas Wein mit Ihnen zu trinken?

— Ich danke Ihnen, Herr Martinel; ich bin müde und will mich zur Ruhe begeben.

Diesmal erhoben sich alle Gäste von ihren Sitzen, um dem Abgehenden höflichst gute Nacht zu wünschen. Sogar der Herr Maire trat aus der Fensternische und verbogte sich tief.

Eugen zählte draußen gewissenhaft den fünften Haken, nur mit dem kleinen Nebenumstande, daß er am entgegengesetzten Ende, wie vorher, zu zählen anfing. Er bemerkte nicht, daß der Hut heute Abend ihm besonders unbequem saß, weil er sich nicht wenig den Kopf zerbrach über Manches, was ihm in dem Benehmen der Stammgäste gegen ihn aufgefallen war.

Am nächsten Morgen bemerkte Eugen gleich, daß der auf dem Tische liegende Hut nicht der seinige war.

— Schon wieder meinen Hut vertauscht. Dies ist nicht die Folge einer Zerstreung, die man mir so oft zum Vorwurfe macht; dies ist ein Verhängniß, wogegen ich nichts machen kann. Wie genau bin ich gestern zu Werke gegangen; der Hut muß über Nacht in meinem Zimmer vertauscht worden sein.

Hastig wurde die Klingel gezogen. Das eintretende Dienstmädchen wurde hart wegen des Hutuntausches angefahren, wovon sie aber nichts verstand; sie rief schnell den Gastwirth herbei. Dieser versicherte bei seiner Ehre, daß während der Nacht Niemand Eugens Zimmer betreten habe, und behauptete, daß der Vertausch gestern Abend im Salon müsse stattgefunden haben. — Uebrigens, setzte er bei, ist das Unglück nicht groß; ich kenne alle Gäste, die gestern Abend anwesend waren; ich werde durch meinen Jungen bei denselben nachfragen lassen und der verlorene Hut wird sich bald finden.

Nach dieser ersten Aufwallung erinnerte sich Eugen, daß sein Zimmer noch verschlossen war, als das Dienstmädchen erschien, und betrachtete die Verwechselung abermals als die Folge seiner verhängnißvollen Zerstreung. Zur Strafe dafür, beschloß er, selbst den Entdeckungsgang zu machen, und erbat sich vom Wirth die Adresse der Hutherrn, und einen Jungen, der ihn hierbei begleite.

Der Zettel enthielt folgende Namen: Herr Maire Renaud; Herr Kaufmann Martinel; Herr Sekretär Plumassier; Herr Gutsbesitzer Mercier. Da der Junge indessen bereit war, sagte ihm Marmont:

— Wohlan! begeben wir uns zuerst zu dem Herrn Maire. Voran, mein Bursche!

Nach einem kurzen Gange lenkte der Führer Herrn Marmont in einen Garten, an dessen Ende ein Lusthäuschen sich befand, in dem eine gestandene Person, deren Aeußeres auf ehemalige Schönheit schließen ließ, mit Lesen beschäftigt war. Es war Fräulein Malvina, die Tochter des Herrn Maire. Sie schien den Kommenden zu erwarten und ihre Toilette hierfür gemacht zu haben.

— Entschuldigen Sie mein frühes Erscheinen, sagte Eugen, indem er sie grüßte. Ich hatte gestern Abend die Ehre mit Herrn Maire Renaud zusammenzutreffen und...

— Ich weiß es von meinem Vater, der heute Ihren Besuch sicher erwartete, unterbrach ihn die Dame. Verzeihen Sie, wenn er Sie für diesen Augenblick noch nicht empfangen kann; er muß sich Morgens längere Ruhe gönnen, da er oft bis tief in die Nacht arbeitet. Ich werde ihm sogleich Ihre Ankunft melden lassen, und Sie nehmen vielleicht einige Augenblicke mit meiner Gesellschaft vorlieb.

— Ich mag nicht stören...; es handelt sich nur um...

— O, Sie stören gar nicht. Ich war mit der Lektüre der „Märtyrer“ des gefühlvollen Chateaubriand beschäftigt; eine gleichgestimmte Seele kann diese Lektüre nicht ohne Theilnahme machen. Sie kennen ja diese schönen Worte...

— Für den Augenblick bedaure ich einen andern Gegenstand zur Sprache bringen zu müssen, nämlich meinen Hut...

— Ihren Hut? sagte sie höchst befremdet und verlegt.

— Ach, ja, Fräulein; er ist mir gestern Abend in der Weinstube vertauscht worden, und ich wollte fragen, ob vielleicht Ihr Vater...

Ohne ein Wort schritt sie majestätisch zu einer Klingelschnur, welche alsbald einen Diener herbeirief. Da es Malvina unter ihrer Würde hielt, die Vermittlerin in einer so trivialen Angelegenheit zu spielen, so mußte Eugen selbst dieselbe dem Diener auseinandersetzen. Dieser erklärte jedoch, daß sein Herr am vorgehenden Abend den rechten Hut heimgebracht habe.

Sich rasch verabschiedend, murmelte Eugen für sich:

— Was ein vertauschter Hut nicht veranlassen

kann! Da sagt er mich in die ausgespannten Fäden einer sentimentalen Spinne, die sich freilich durch eines Freiers Hand leicht genig durchreißen ließen. Wie konnte aber der Herr Maître heute meinen Besuch erwarten? Nacht man hier Visiten bei Personen, mit denen man in der Weinstube zusammengetroffen ist?

Unter den aufzufuchenden Herren wohnte der Sekretair Plumassier am nächsten, also ging's nun zu diesem. Nach dem üblichen Anklopfen an dessen Thüre, trat Eugen in eine echte Jungengesellschaft. Die Leberbleibsel des Abendbrods und das Frühstücksgeschälte waren noch nicht abgeräumt; Kleidungsstücke befanden sich daneben auf dem Tische, Schriftstücke und Bücher lagen auf dem Sopha und den Stühlen, und der Herrscher dieses Durcheinanders schritt darin umher, eine Cigarre rauchend, in einen alten un-kleidsamen Schlafrock eingehüllt.

Er gerieth in die höchste Bestürzung, als er den Besuch erkannte. In dem er stotterte: — Mein Gott im Himmel, welche unerwartete Ehre! warf er die Cigarre weg, schien aber nun völlig ratlos, ob er einen andern Rock anziehen, oder vorerst die herumliegenden Gegenstände wegräumen sollte. — In der That, sagte er, ich bin sehr beschämt über den Zustand, in welchem Sie mich antreffen; allein wie konnte ich einen solchen Besuch erwarten?

— Ich bedaure sehr, Ihnen lästig fallen zu müssen, erwiderte Eugen mit Güte, allein gestern Abend ist mir mein Hut vertauscht worden, und ich wollte bloß eine Nachfrage darüber halten?

Herr Plumassier stürzte auf seinen Hut los, und schien sehr erfreut, nicht Veranlassung zu einem so argen Verstoße gewesen zu sein. — Als der Besuch sich entfernen wollte, sagte er schüchtern: — Wenn ich auch bedaure, daß eine solche Unannehmlichkeit Sie hieher führen mußte, so erkenne ich doch darin eine günstige Fügung für mich. Ich ging eben mit dem Gedanken um, Ihnen meine Aufwartung zu machen, als Sie hereintraten. Hätten Sie nun wohl die Gewogenheit, einige Worte von mir anzuhören?

Durch Alles was Eugen seit gestern Abend gesehen und gehört hatte, war seine Neugierde auf's Höchste gesteigert, und die Eröffnung des Herrn Sekretair war ihm sehr willkommen, da er die Auflösung des Räthsels zu erfahren hoffte; er nahm also Platz auf dem Sopha, nachdem die darauf befindlichen Gegenstände weggeschleudert waren.

Hr. Plumassier erzählte ihm nun, wie er vom Maître Renaud hieher gelockt worden sei mit der Aussicht, eine einträgliche Stelle zu erhalten;

wie er aber, nachdem er gewisse Pläne desselben als unausführbar befragt und dessen Benehmen bei der Versteigerung der Gemeindegüter gemißbilligt hatte, er ihn in einer untergeordneten Stellung festhalte.

— Jene Pläne betrafen wohl das Fräulein Malvina, die Tochter des Herrn Renaud? fragte Eugen.

— Ich muß es voraussetzen; aber ich konnte den günstigen Erwartungen nicht entsprechen, weil ich schon seit einigen Jahren verlobt bin.

— Sagen Sie mir frei heraus, warum Sie mir diese Mittheilungen machen?

— Weil ich hoffe, bei dem zu erwartenden Umschwung der Dinge, durch Ihre huldvolle Verwendung die einträgliche Stelle zu erlangen, die mir erlauben wird mich zu heirathen. Da Eugen, mehr als je mystificirt, seine Blicke gedankenvoll um sich warf, fügte Hr. Plumassier rasch hinzu: — Beurtheilen Sie mich nicht nach diesem ungünstigen Anschein. Der Mißmuth getäuschter Hoffnungen und eine ausichtslose Zukunft haben mich gegen Alles was um mich her vorgeht gleichgiltig gemacht; sonst kann ich mich einen genauen und gewissenhaften Geschäftsmann nennen und werde Ihnen die genügendsten Zeugnisse vorzulegen die Ehre haben.

— Ich bitte, lassen Sie jetzt diese Papiere liegen; ich glaube Ihnen auf's Wort, und an seinen künftigen Schwager, den Unterpräfekten, denkend, fügte er hinzu: — Wenn ich Ihnen nützlich sein kann, so wird's geschehen.

Mit fast demüthiger Höflichkeit verabschiedet, setzte Eugen kopfschüttelnd seinen Weg fort, indem er die bekannte Melodie trillerte: Ich sehe nichts als Räthsel.

— Hier wohnt Herr Martinel, sagte der Führer bald darauf.

Marmont trat ein und durchschritt den Hausflur, um Jemanden vom dienenden Personal zu finden. So gelangte er in die Küche und wurde da absichtslos Zeuge eines Zankes zweier jungen Damen, welche sich in ihrem tiefen und keineswegs entstellenden Negligee, mit aufgewickelten Haaren, unter dem entstellenden Einfluß des Jorues, gar nicht anmutzig präsentirten. Sie fuhren bei der Störung auseinander und blickten den Fremden feindselig an:

— Was wollen Sie hier? fragte die Eine mit tiefer, fast männlicher Stimme.

— Das muß die Klavierpielerin sein! dachte Eugen.

— Das Bureau ist nach der StraÙe hin, links, rief die Andere in fast schneidender hohem Tone.

— Aha, das ist die Sängerin! sagte er bei sich selbst. Sich dann an Sie wendend, sprach er: — Sie werden verzeihen, meine Damen, daß ich Sie gestört habe. Gestern Abend ist mir in der Weinstube mein Hut vertauscht worden, und da Herr Martinel in der Gesellschaft war, so wollte ich mir die Freiheit nehmen...

Ohne länger Gehör zu geben, stürzten die Damen, wie erschreckte Kinder schreiend, aus der Küche, unsern Freund ganz verblüfft stehen lassend. Allein nach einigen Augenblicken eilte Herr Martinel selbst herbei und führte den Fremden unter einem Schwall von Begrüßungen und Entschuldigungen in das Besuchszimmer. Hier sagte er: — Ich konnte unmöglich so frühe auf die mir jedoch immer höchst erwünschte Ehre rechnen.

— Ich komme auch nur so frühe, um mir wo möglich meinen Hut wieder zu verschaffen, der mir gestern Abend vertauscht worden ist.

Hr. Martinel konnte leicht constatiren, daß er bei dieser Verwechslung nicht theilhaftig sei; doch er besah genau den fremden Hut, und da er mit allen Verhältnissen des Ortes bekannt war, so konnte er mit Bestimmtheit sagen: — Dieser Hut gehört dem Gutsbesitzer Mercier. Er war noch im Salon, als ich fortging; allein die Verwirrung erklärt sich, wenn man seine Gemüthsstimmung berücksichtiget. Ich werde hinsenden und die Hüte austauschen lassen.

— Ich bin Ihnen sehr verbunden; aber ich habe nun einmal meinen kleinen Eigensinn dabei, die Angelegenheit selbst in Ordnung zu bringen. Weil ich eben daran denke, eine Frage im Vertrauen: In welchem Ruße steht der Sekretär Plumassier hinsichtlich seiner Brauchbarkeit und seines Charakters?

Martinel nickte einverstanden, als wisse er sich die Gründe dieser Frage zu erklären, und sagte: — Ein durchaus braver Mann, und auch ein tüchtiger Geschäftsmann, aber der Maire — im tiefsten Vertrauen gesagt — hat unverantwortlich an ihm gehandelt. Also Sie wollen selbst nach „Drei-Eichen“ gehen?

— Ja, der Bursche, den ich bei mir habe, soll mich hinführen.

— Nun denn, auf recht baldiges Wiedersehen. Der Weg nach „Drei-Eichen“ betrug nur eine Viertelstunde. Das Gut lag sehr angenehm, und seine nächsten Umgebungen waren mit Sorgfalt und Geschmac gepflanzt.

Eugen entließ nun seinen Führer, trat in das Bohnhaus und bat ein Dienstmädchen, das ihm entgegenkam, ihn bei Herrn Mercier zu melden. Das Mädchen kam mit dem Bescheid zurück, sein

Herr sei ausgegangen, aber Fräulein Marie befände sich im Zimmer.

Sobald er das Mädchen sah, war er augenscheinlich bestürzt; er kam außer Fassung, stotterte einige Worte von vertauschten Hüten, ließ den fallen, welchen er in Händen hatte, bückte sich um ihn aufzuheben und ward dadurch nur um so verwirrt.

Fräulein Marie, die seine Bestürzung einsah, fiel ein: — Mein Vater hat es mir schon gesagt. Da er der letzte Gast war, so mußte er sich des einzigen Hutcs bedienen, den er noch vorfand; er wollte Ihnen denselben noch diesen Morgen zusenden. Zugleich holte sie den Hut von einem Seitentische, und Eugen wechselte ihn mit einer solchen Zerstreuung um, daß er seinen Hut, um dessen Wiedererhalten er sich so große Mühe gegeben, keines Blickes würdigte.

— Mein Fräulein, sagte er sich ermannend, sind wir nicht schon einmal zusammengetroffen?

— Errohend versetzte sie: — Ich glaube wohl; als ich von einem Besuch meiner Tante zurückkehrte, fuhrn wir eine Strecke auf der Eisenbahn zusammen.

— Als Sie sich so rührend einer armen Frau annahmen, die mit drei kleinen Kindern reiste und plötzlich krank wurde. Sie machten dieselbe in unsern Wagen erster Klasse einsteigen, um ihr mehr Bequemlichkeit zu verschaffen.

— Als Sie heimlichweise der Armen Ihre Börse gaben und dieselbe sogar in einer Seitenrichtung begleiteten, die Sie ganz von Ihrem Reiseziel abführte?

— Ja, aber Ihr Blick schien mich zu bitten, die Unglückliche nicht zu verlassen. Ich bedauerte nur, mich so früh von einer Reisegefährtin getrennt zu sehen, deren Wohlthätigkeitsinn einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht hatte; auch konnte ich dieselbe nicht wieder vergessen.

Mit warmer Innigkeit fuhr er fort: — Ein sonderbarer Zufall hat mich Sie wiederfinden lassen — wie gern möchte ich darin eine glückliche Fügung erkennen, so wie in der Weise wie ich gestern Ihre Familiengeheimnisse erfahren habe! Ich weiß, daß Herr Mercier die „Drei-Eichen“, wo Sie glücklich lebten, verkaufen muß, und zwar tief unter ihrem wahren Werthe. Ich biete den wahren Werth an. Darf ich hoffen, daß Sie deren Wobnsitz mit Demjenigen theilen werden, den der Himmel Ihnen zum Gemahl zu bestimmen scheint?

Bei diesem unerwarteten Uebergange zwügte Marie erbleichend zusammen, und fuhr mit der Hand nach dem Herzen als wollte sie dessen Pochen mäßigen.

— D, zürnen Sie mir nicht, wenn ich Ihnen Wünsche ausgedrückt, die sonst Besonnenheit und gesellschaftliche Sitte noch lange zurückhielten. Doch, antworten Sie jetzt nicht; sprechen Sie erst mit Ihrem eigenen Herzen und dann mit Ihrem Vater, der mir den Entschluß durch einige Zeilen nach meinem Gasthose könnte mittheilen lassen. Sollte dieser mir auch nicht zusagend sein, so sollen Sie dennoch, vor wie nach, „Drei-Eichen“ bewohnen, ohne daß meine Gegenwart Sie je stören werde.

Nach diesen Worten stürzte er aus dem Salon. Eine so außerordentliche Aufregung hatte sich seiner bemächtigt, daß er den Weg nach der Stadt verfehlte, und in eine sumpfige Wiese gerieth, woraus er nur ganz beschmuzzt auf die rechte Richtung wieder kam.

Als er in diesem bedenklichen Zustande in seinem Gasthose anlangte, war es fast Mittag. Er fragte das ihn anstaunende Dienstmädchen, ob nicht ein Fremder angekommen wäre, und erhielt den Bescheid, der Herr warte auf ihn in seinem Zimmer.

Nachdem sie sich umarmt, sagte Herr Des Essarts: — Wo kommst denn Du her, Eugen! Wie abscheulich siehst Du aus!

— D, das macht nichts; ich habe mich nur ein wenig verirrt; ich will mich sogleich umkleiden.

— Warte ein wenig! Sag' einmal, hast Du meine Ankunft in N. ausposaunen lassen?

— Ich habe Niemanden eine Sylbe davon gesprochen.

— Sonderbar! Kaum in dem Zimmer eingetreten, überreicht mir das Dienstmädchen schon einige an mich eingelaufene Briefe. Der erste ist von Herrn Maire Renaud, der mich zum Mittagessen einladet. Schade, ich wollte diesen saubern Herrn überraschen.

— Du gehst nicht hin. Er ist ein ausgemachter Spitzbube und seine Tochter eine Erzfolette.

— Woher weißt du das?

— Ich bin da gewesen, weil man mir gestern Abend meinen Hut vertauscht hatte.

— So, so? — vielmehr ohne Zweifel, weil du ihn vertauscht hattest. Doch darauf kommt es nicht an. Das zweite Schreiben ist von einem mir unbekanntem Sekretär Plumassier, worin er mich in den höflichsten Formen an mein Versprechen erinnert, ihm förderlich zu sein; eine Menge Zeugnisse sind demselben beigelegt.

— Dem Mann mußt du helfen, denn er scheint's zu verdienen; er ist ein Opfer des Maire.

— Wie bist du denn zu dieser Kenntniß gekommen?

— Durch meinen vertauschten Hut.

— Das ist ja sehr merkwürdig. Und du hast ihm von meiner Ankunft gesagt?

— Keine Sylbe. Dies ist auch für mich ein Räthsel.

— Dann liegt drittens eine Einladung da von einem gewissen Martinel auf heute Abend zum Thee, mit dem wunderlichen Zusage, daß seine Töchter Alles aufbieten werden, um den ungünstigen Eindruck des Empfanges am frühen Morgen zu verwischen. Kennst du auch diese Familie?

— Auch diese Bekanntschaft habe ich durch den vertauschten Hut gemacht. Es wird mir immer klarer, daß man hier dich und mich verwechselt; wie das aber eigentlich zusammenhängt, vermag ich nicht zu begreifen. Ist hiermit die Reihe der Absonderlichkeiten geschlossen.

— Die allerseitsamste ist noch zurück. Höre nur dies allerliebste geschriebene Billet an: „Sehr geehrter Herr, mein guter Vater ist zu aufgeregt durch das was ich ihm soeben mittheilte, um Ihnen schriftlich seine Gefühle mitzutheilen; ich soll Sie aber in seinem Auftrag bitten, uns baldmöglichst mit Ihrem Besuche zu beehren. So wie er Sie mit großer Freude empfangen wird, so sieht Ihnen entgegen, zwar mit Befangenheit, aber doch mit aufrichtiger Ergebenheit, Ihre unterthänige Dienerin Marie Mercier.“ Was in aller Welt bedeutet das?

— Es bedeutet, daß ich eine Braut habe.

Ein Blick in die feuchten Augen Eugens überzeugte Herrn Des Essarts, daß dies ernstlich gemeint sei. Er fragte höchst überrascht: Ist's möglich? Und wie bist du denn so plötzlich zu einer Braut gekommen?

— Wie anders als durch den vertauschten Hut? Und nun erzählte er dem Freunde sein erstes Zusammentreffen mit Marie, und wie glücklich er war, sie wie durch Gottes Fügung wieder gefunden zu haben.

Nach einem herzlichen Glückwunsch sagte Herr Des Dessarts: Sollte man es für möglich halten, daß sich an die Vertauschung eines Hutes solche Folgen knüpfen können? Aber beiläufig gesagt: Du hast doch wohl bald bemerkt, daß du bei unserer Trennung meinen Hut für den deinetigen mitgenommen hast?

— Nicht möglich!

— Ganz sicher. Du brauchst nur nachzusehen, es steckt meine Karte darin.

— Wie käme deine Karte in meinen Hut?

— Räthlicher Mensch, es ist ja nicht dein Hut. Eugen unterwarf nun den fraglichen Hut einer sorgfältigen Prüfung, und obgleich er keine Karte darin fand, so mußte er doch gestehen, daß nicht dieser, sondern der andere sein Hut sei.

Nach einem kurzen Nachdenken rief er aus: — Nun geht mir ein Licht auf! Deine Karte muß in der Weinschenke herausgefallen sein, und das veranlaßte die guten Leute, mich für den Unterpräfekten Des Osharts zu halten?

— Ja, so ist es ohne Zweifel. Der Maire mußte meiner gewärtig sein und besonders wegen der Geschichte der Gemeindegüter auf eine Untersuchung gefaßt sein. Seine Tochter Malvina, die nicht wußte, daß ich seit Kurzem mit deiner Schwester verlobt bin, hatte sich eingerichtet, um meinen Colibatsstand zu erläutern.

— Recht so! es folgt ja Eines auf das Andere ganz trefflich. Nun haben wir die Auflösung des Räthfels, verlegte Eugen. Allein wie verhält es sich mit den Einladungen?

— Wir lehnen sie mit den höflichsten Entschuldigungen ab. Sobald du dich umgekleidet haben wirst, speisen wir hier im Hause, und dann?...

— Gehen wir miteinander nach „Drei-Eichen“, wo du von Herrn Mercier die Hand der lebenswürdigen Marie für mich begehren wirst.

Als man drei Monate später die Hochzeit feierte, sah man unter den Gästen weder Herrn Renaud, noch seine Tochter Malvina, aber Hrn. Plumassier, der mit seiner jungen Gemahlin sich überglücklich erwies. (Trenwend's Volkskalender.)

Annahme der Krone Mexico's

durch den Erzherzog Maximilian von Oesterreich.

(Mit einer großen Abbildung)

Die Geschichte wird wenig Kriege einzutragen haben wie jener, den Frankreich in Mexiko glücklich geendigt hat. Bis jetzt bedeutete das Wort Krieg: Jammer und Elend für das Land, das dessen Schauplatz war; hier im Gegentheil heißt es: Ende der Gesetzlosigkeit und eines fünfzigjährigen Bürgerkriegs, Rückkehr zur Ordnung und Beständigkeit, Wiederaufnahme der Geschäfte, des Handels und der Industrie.

Die segensreichen Folgen, welche der französische Feldzug mit sich bringen wird, indem ein junger, einsichtsvoller Monarch die Regierung dieses schönen Landes übernimmt, den die Vorsehung auserkoren zu haben scheint, um demselben mit der Ruhe zugleich das Glück zu bringen, hat den Hinfenden Voten veranlaßt, die Ceremonie der Annahme der kaiserlichen Krone von Mexiko durch den Erzherzog Maximilian von Oesterreich als Gegenstand seines Hauptstücks zu

wählen. Mögen die Mexikaner, die demselben die Krone angeboten, durch eine lange und traurige Erfahrung gewisig die guten Absichten des jungen Kaisers nachdrücklich unterstützen und dadurch seinen Thron besetzen.

Wir haben unsere Uebersicht von 1863 mit dem Triumpheinzuge der Franzosen in Mexiko abgeschlossen.

Gleich nach der Besignahme der Hauptstadt beschäftigte sich der Obergeneral Forey, der alsbald Marschall ernannt ward, mit den innern Einrichtungen des Landes. Er ließ eine Proclamation an die Mexikaner ergehen, worin er ihnen die Absichten des Kaisers für die Wiedergeburt ihres Vaterlandes an's Herz legte. Das Eigenthum, heißt es darin, soll heilig sein; die Abgaben sollen nach einem dem Lande angemessenen Gesetze bestimmt werden; die Eigentümer von Nationalgütern ungestört bleiben; ein billiges Rekrutirungsgesetz soll dem verhassten Gebrauch, die indischen Ackerleute ihren Familien zu entreißen, ein Ende machen; die katholische Religion soll geschützt werden; die Gerichte sollen reorganisiert werden, damit die Gerechtigkeit nach vollem Maße gesendet werde; endlich sollen kräftige Maßregeln zur Unterdrückung der Straßendieberei, dieser Plage Mexiko's, ergriffen werden.

Am Schlusse dieses Documentes heißt es: „Dies sind die Grundprincipien, auf welche sich die entstehende Regierung stützen wird. Es sind diejenigen der europäischen Völker und die mexikanische Regierung muß dieselben mit Kraft und Ausdauer befolgen, wenn sie ihren Platz unter den civilisirten Völkern behaupten will. Diesen zweiten Theil meiner Aufgabe kann ich aber nur mit der Hilfe der gutgesinnten Mexikaner erreichen.“

Auf diese Proclamation folgte eine andere, in welcher der General Forey ankündigte, daß er seine Macht in die Hände einer provisorischen Regierung von drei durch eine Oberjunta von fünfunddreißig der angesehensten Bürger erwählten Mitglieder niedergelegt habe. Die Generale Almonte und Salas bildeten in Vereinigung mit dem Erzbischof von Mexiko diese provisorische Regierung.

Die Notabilitäten verloren keine Zeit mit Hin- und Herreden; sie erklärten, daß das Kaiserthum die beste Regierungsform für Mexiko sei, und, nachdem sie darüber abgestimmt hatten, wählten sie den Erzherzog Maximilian als Kaiser. Im Falle dieser Prinz diese Ehre ablehne, äußerten sie den Wunsch, der Kaiser Napoleon möge gefälligst denjenigen anzeigen, den er am würdigsten fände, auf den Thron Mexiko's zu steigen,



und versicherten, daß die Mexikaner zum Voraus dieser Wahl beipflichten würden.

Der Erzherzog Maximilian ist der Bruder des jetzigen Kaisers Franz Joseph von Oesterreich. Am 6. Juli 1852 geboren, heirathete er im Jahre 1857 die Prinzessin Charlotte, Tochter des Königs Leopold von Belgien. Am 10. April 1864 nahm er bestimmt die Krone Mexiko's an; denselben Tag empfing er in seinem Palaste zu Miramar die mexikanische Deputation, die beauftragt war, ihm dieselbe anzubieten. Die Vertreter Frankreichs und Belgiens wohnten der Feierlichkeit bei. Alle Anwohnenden waren im größten Festzuge; der Erzherzog trug die Uniform eines österreichischen Vice-Admirals. Zur Rechten des Prinzen lagen auf einem Tische die zahlreichen Beipflichtungsbücher zu Gunsten des Kaiserthums, welche von allen Theilen Mexiko's eingelaufen und mit allen Authentizitätsgarantien versehen waren. Der Erzherzog hatte verlangt, daß dieselben in seiner Gegenwart geprüft würden.

Herr Gutierrez de Estrada hat unmittelbar das Wort ergriffen und in einer Rede die Freude der Deputation ausgedrückt, welche ihr dieser denkwürdige Tag verursacht; sie steht in der Annahme der mexikanischen Krone von Seiten des Erzherzogs Maximilian ein Pfand von Eintracht und Wohlstand für ein Land, welches so schmerzlichen Prüfungen unterworfen war; sie lobt den Kaiser der Franzosen und den Kaiser von Oesterreich, welche Mexiko zu Hilfe gekommen sind. - Ehre und Dank diesen beiden Fürsten, hat der Redner ausgerufen; Ehre und Dank auch der ruhmvollen Nation, welche, auf die Stimme ihres Souveräns, nicht gezaudert hat, ihr Blut in vergießen für die politische Erlösung Mexiko's, indem sie auf diese Weise zwischen beiden Festlanden eine für die Geschichte neue Wüsterung schuf! - Herr Gutierrez de Estrada hat schließlich hervorgehoben, wie süßlich der Finger Gottes sich in dem Werke zeigt, das sich vollbringt.

Der Erzherzog Maximilian ergriff hierauf das Wort und trug in spanischer Sprache, deren sich der Redner der Deputation bedient hatte, folgende Rede vor:

„Eine reifliche Prüfung des Zustimmungsbüchtes, den Sie mir überreichen, hat mir die Ueberzeugung gegeben, daß das Votum der Notabeln in Mexiko, das Sie zuerst nach Miramar geführt, durch die übergroße Weisheit des Landes sanctioniert worden, und daß ich folglich mich mit vollem Recht als den Erwählten des mexikanischen Volkes annehmen kann. Die erste der in meiner Antwort vom 3. October gestellten Bedingungen ist demnach erfüllt.

„Noch eine andere Bedingung hatte ich angebeutet, bezüglich der Garantien, welche erforderlich sind, damit das zukünftige Kaiserreich in Frieden seiner edeln Aufgabe sich widmen könne und die Wohlfahrt und Unabhängigkeit des Landes auf feste Grundlagen sich stützen. Diese Garantien sind nun gesichert, Dank der Großmuth des Kaisers der Franzosen, der während der ganzen Dauer der Unterhandlungen eine Redlichkeit und ein Wohlwollen gezeigt, die mir stets im Andenken bleiben werden.

„Da das erlauchte Oberhaupt meiner Familie seinerseits eingewilligt, daß ich Besitz von dem mir angebotenen Throne nehme, kann ich heute das vor sechs Monaten gemachte eventuelle Versprechen erfüllen und ich erkläre hiermit feierlich, daß mit Hilfe des Allmächtigen ich aus den Händen der mexikanischen Nation die Krone annehme, die sie mir bietet.

„Mexiko, den Uebelbefürwortungen und Gewohnheiten der neuen Welt folgend, hat Gebrauch von seinem Rechte gemacht, sich eine seinen Wünschen und Bedürfnissen entsprechende Regierung zu geben. Es setzte sein Vertrauen in einen Abkömmling des Habsburgischen Hauses, das vor drei Jahrhunderten eine christliche Monarchie auf seinem Boden gegründet.

„Dies Vertrauen rührt mich und ich werde ihm entsprechen.

„Ich nehme Besitz von der verfassunggebenden Gewalt, womit mich die Nation durch Ihre Dragan bekleidet. Ich werde dieselbe nur so lange behalten, bis ich in Mexiko eine regelmäßige Ordnung und freisinnige Institution eingeführt habe. Wie ich Ihnen, meine Herren, in meiner Rede vom 3. October gesagt, werde ich mich beileben, die Monarchie unter die Autorität konstitutioneller Gesetze zu stellen, sobald Ruhe und Friede völlig im Lande wiederhergestellt sein werden. Die Stärke einer Regierung liegt, meiner Ansicht nach, mehr in der Regelung als in der Unbestimmtheit ihrer Schranken, und für die Ausübung meiner Regierung will ich diejenigen festsetzen, welche die Dauer derselben verbürgen können.

„Wie werden, ich bin dessen überzeugt, zeigen, daß eine wohlverstandene Freiheit durch die Herrschaft der Ordnung erlangt werden kann. Ich werde die eine achten und der andern Achtung verschaffen.

„Ich werde mit nicht minderer Kraft die Fahne der Unabhängigkeit, dies Symbol unserer zukünftigen Größe, aufrecht erhalten.

„Ich fordere alle Mexikaner, welche ihr Land lieben, auf, mir in meiner schönen, aber schwierigen Aufgabe beizustehen.

„Die Eintracht wird uns Macht, Wohlfahrt und Frieden geben.

„Meine Regierung wird nie vergessen, welche Erkenntlichkeit sie dem erlauchtem Souverän schuldet, dessen freundschaftlicher Beistand die Wiedergeburt unseres schönen Landes ermöglicht hat.

„Ich schiebe mich an, nach meinem neuen Vaterlande abzureisen, indem ich über Rom gebe, um vom Heiligen Vater den für alle Souveräne so kostbaren Segen zu empfangen, der für mich, der ich berufen bin ein neues Reich zu gründen, von doppeltem Werth ist.

Die anwesenden Mexikaner nahmen diese Rede mit wiederholten Beifallsbezeugungen auf. Artilleriesalven wurden vom Schlosse Miramar gelöst, und die Kanonen des Hafens und der Stadt Triest antworteten ihnen. Herr Gutierrez de Estrada ergriff hierauf das Wort, um dem Kaiser für seine erquickliche Annahme der mexikanischen Krone zu danken, welche die wundervolle Befreiung Mexiko's bekräftigt, und sagte schließlich, daß den mexikanischen Deputirten nur noch eine Pflicht zu erfüllen bleibt, nämlich ihre Liebe, ihre Erkenntlichkeit und die Huldigung ihrer Treue zu den Füßen Sr. Majestät niederzulegen. Bei diesen Worten kniete der Präsident der Deputation nieder und küßte nach spanischem Brauche die Hand des neuen Souveräns zum Zeichen der Huldigung, und dies Beispiel wurde von allen anwesenden Mexikanern befolgt.

Hierauf traten Seine Gnaden Hr. Tacroma, mit der Mitra bekleidet, unter Aufsicht seines Clerus, in den Saal. Einer seiner Kapläne hielt dem neuen Kaiser das Evangelienbuch vor, und Seine Majestät, die Rechte auf dem heiligen Text, wiederholte mit stark betonter Stimme den Eid, dessen Formel Hr. Velasquez, Staatsminister, vorlas.

Den 14. April schifften sich die neuen Souveräne auf der österreichischen Fregatte Novara ein; sie waren begleitet von der französischen Fregatte Themis, von der kaiserlichen Nacht Fantaisie und von zehn Dampfern des österreichischen Lloyd's. Sie zogen zuerst nach Rom um durch Seine Heiligkeit Pius IX vom Allmächtigen Segen für ihr neues Vaterland zu empfangen. Am 20. schlugen Ihre Majestäten den Weg nach Mexiko ein.

Die Dienste, welche die französische Regierung Mexiko bis daher geleistet und fortsetzen will, gaben zu einer Uebereinkunft zwischen den zwei Staaten Anlaß, deren Inhalt in folgenden Artikeln besteht.

Art. 1. Die französischen Truppen, die sich

gegenwärtig in Mexiko befinden, werden so bald wie möglich auf ein Corps von 25,000 Mann, mit Inbegriff der Fremdenlegion, vermindert werden.

„Dieses Corps wird, um die Interessen zu wahren, welche die Intervention veranlaßt haben, einstreifen in Mexiko bleiben unter den Bedingungen, welche durch die folgenden Artikel geregelt sind.

Art. 2. Die französischen Truppen werden Mexiko räumen nach Maßgabe als Sr. Maj. der Kaiser von Mexiko die zu deren Ersetzung notwendigen Truppen wird organisiren können.

Art. 3. Die Fremdenlegion, in Dienst Frankreichs, aus 8000 Mann bestehend, wird nichtbestoweniger noch sechs Jahre in Mexiko bleiben, nachdem alle andern französischen Streitkräfte, gemäß dem Art. 2, zurückgerufen sein werden. Von diesem Zeitpunkt an wird besagte Legion in den Dienst und den Sold der mexikanischen Regierung übergehen. Die mexikanische Regierung behält sich die Befugniß vor, die Dauer der Verwendung der Fremdenlegion in Mexiko abzukürzen.

Art. 4. Die von den französischen Truppen zu bringenden Punkte des Gebietes, sowie die allenfallsigen militärischen Expeditionen dieser Truppen werden in gemeinschaftlichem Einvernehmen und direkt zwischen Sr. Maj. dem Kaiser von Mexiko und dem Oberbefehlshaber des französischen Corps bestimmt werden.

Art. 5. An allen Punkten, wo die Belagerung nicht ausschließlich aus mexikanischen Truppen bestehen wird, wird das Militärcommando dem französischen Befehlshaber übertragen sein.

„Im Falle combinirter Expeditionen französischer und mexikanischer Truppen, wird der Oberbefehl dieser Truppen gleichfalls dem französischen Commandanten gehören.

Art. 6. Die französischen Commandanten werden sich in keinen Zweig der mexikanischen Verwaltung einmischen können.

Art. 7. So lange die Bedürfnisse des französischen Armecorps alle zwei Monate einen Transportdienst zwischen Frankreich und dem Hafen von Vera-Cruz benötigen, werden die auf die Summe von 400,000 Fr. festgesetzten Kosten (für die Fahrt hin und zurück) von der mexikanischen Regierung getragen und in der Stadt Mexiko bezahlt werden.

Art. 8. Die Schiffstationen, welche Frankreich in den Antillen und im Stillen Meere unterhält, werden oft Schiffe abschicken, um die französische Fahne in den Häfen Mexiko's zu zeigen.

Art. 9. Die von der mexikanischen Regierung

rückzuzahlenden Kosten der französischen Expedition in Mexiko sind auf die Summe von 270 Millionen für die ganze Dauer dieser Expedition bis zum 1. Juli 1864 festgesetzt. Diese Summe wird 3 Procent Zinsen jährlich tragen.

»Vom 1. Juli an wird Mexiko alle Ausgaben der mexikanischen Armee zu bestreiten haben.

»Art. 10. Die Entschädigung, welche die mexikanische Regierung vom 1. Juli an für Sold, Nahrung und Unterhalt des Armeecorps an Frankreich zu zahlen hat, bleibt auf die Summe von 1000 Fr. per Mann und per Jahr festgesetzt.

»Art. 11. Die mexikanische Regierung wird unmittelbar der französischen Regierung die Summe von 66 Millionen in Titeln der Anleihe im Emissionkurs übergeben, nämlich: 54 Millionen als Abzug von der im Art. 9 erwähnten Schuld, und 12 Millionen als Abschlagzahlung der Entschädigungen, welche Franzosen kraft des Art. 14 der gegenwärtigen Convention gebühren.

»Art. 12. Für die Bezahlung des Ueberrestes der Kriegskosten und für die Entrichtung der in den Art. 7, 10 und 14 erwähnten Lasten, macht sich die mexikanische Regierung verbindlich, jährlich an Frankreich die Summe von 25 Millionen in Baargeld zu zahlen. Diese Summe wird verrechnet werden: 1) auf die kraft der besagten Artikel 7 und 10 gebührenden Summen; 2) auf den Betrag der im Art. 9 festgesetzten Summe, in Zinsen und Kapital; 3) auf die Entschädigungen, welche kraft der Art. 14 und folgenden französischen Unterthanen gebühren.

»Art. 13. Die mexikanische Regierung wird am letzten Tage eines jeden Monats in der Stadt Mexiko dem Oberzahlmeister der Armee die Summe einhändigen, die sie schulden wird, um die Ausgaben der in Mexiko gebliebenen französischen Truppen gemäß dem Art. 10 zu decken.

»Art. 14. Die mexikanische Regierung macht sich anbeisichtig, den französischen Unterthanen den Schaden zu vergüten, den sie ungebührlichermaßen erlitten haben und welcher die Expedition veranlaßt hat.

»Art. 15. Eine gemischte Kommission, bestehend aus drei Franzosen und drei Mexikanern, welche von ihren respectiven Regierungen ernannt werden, wird sich binnen drei Monaten in Mexiko vereinigen, um diese Forderungen zu prüfen und zu regeln.

»Art. 16. Eine Revisionskommission, bestehend aus zwei Franzosen und zwei Mexikanern, die auf die nämliche Weise bezeichnet werden, in Paris ihren Sitz habend, wird zur definitiven Liquidierung der Forderungen schreiten, welche schon

durch die im vorhergehenden Artikel bezeichnete Kommission zugelassen sind, und wird über diejenigen statuiren, deren Entscheidung ihr vorbehalten sein wird.

»Art. 18. Gegenwärtige Convention wird ratifizirt und die Ratifikationen derselben so bald wie möglich ausgetauscht werden.

Zuarez wurde durch den General Bazaine, der, nach der Erneuerung des Generals Forey zum Marschall, das Oberkommando der Expeditionen-Armee übernahm, in's Innere des Landes zurückgetrieben und nach und nach von seinen Parteigängern verlassen. So ist er nicht mehr im Stande sich mit den Truppen zu messen, die Frankreich dem jungen Souverän zur Verfügung läßt, bis er eine National-Armee wird gebildet haben, welche das Land vor jedem Empörungsversuch des Expräsidenten sichern kann.

Naturgeschichte.

Der Haifisch.

(Mit einer Abbildung.)

Der Naturforscher Lacepede reist den Haifisch den Schuppenthiere an, und gibt folgende Beschreibung von diesem gefährlichen Seeungeheuer.

Dieser Fisch erreicht bisweilen eine Länge von zehn Meter (dreißig Schuh) und ein Gewicht von fünfzig Myriagrammes (tausend Pfund); auch verwirft er die Behauptung nicht, daß man einen Haifisch von viertausend Pfund gefangen habe.

Nebst seiner Größe hat ihm die Natur auch Kraft und mörderische Waffen verliehen. Ebenso grimmig als gefräßig, blutdürstig und uersättlich, kann er mit Recht »der Seetiger« genannt werden. Immer furchtlos auf Feinde lauend, greift er sie mit mehr Wuth an als die andern Meerfische, die gewöhnlich nicht so kräftig sind, und stößt mehr Schrecken ein als selbst der Wallfisch, der, nicht so gut bewaffnet und nicht so gefräßig, weder Menschen noch große Seebewohner zum Kampfe aussucht. Er schwimmt schnell, lebt in allen Meeren, leuchtet durch seinen phosphorescirenden Glanz während der grauenvollsten Gewitternächte den Seefahrern vor und läßt sie so zu sagen durch seinen immer gährenden Rachen zum Voraus ihr Grab sehen. Schon gefangen, ist er noch gefährlich, zappelt wüthend in seinen Banden, behält noch Kraft genug, auch wenn er schon in seinem Blute badet, und wenn er schon

am Aufschwimmen ist, um mit einem Schwanzschlage Alles um sich her niederzuschmettern; er ist wohl das fürchterlichste aller Thiere, denen die Natur keine Giftwaffe verliehen. Der wüthende Tiger, das größte Skotodill, die riesenhafteste Schlange können zu Lande nicht gefährlicher sein als ein ausgewachsener Haiisch im Meer.

Wo mag wohl diese so gefürchtete Gewalt und diese so verderbliche Gefräßigkeit herkommen?

Der lange Körper des Haiisches ist mit einer sehr harten Haut bedeckt, die man zum Fugen verschiedener hölzerner und elfenbeinerer Kunstwerke gebraucht und die insgemein Sechshaut genannt wird.

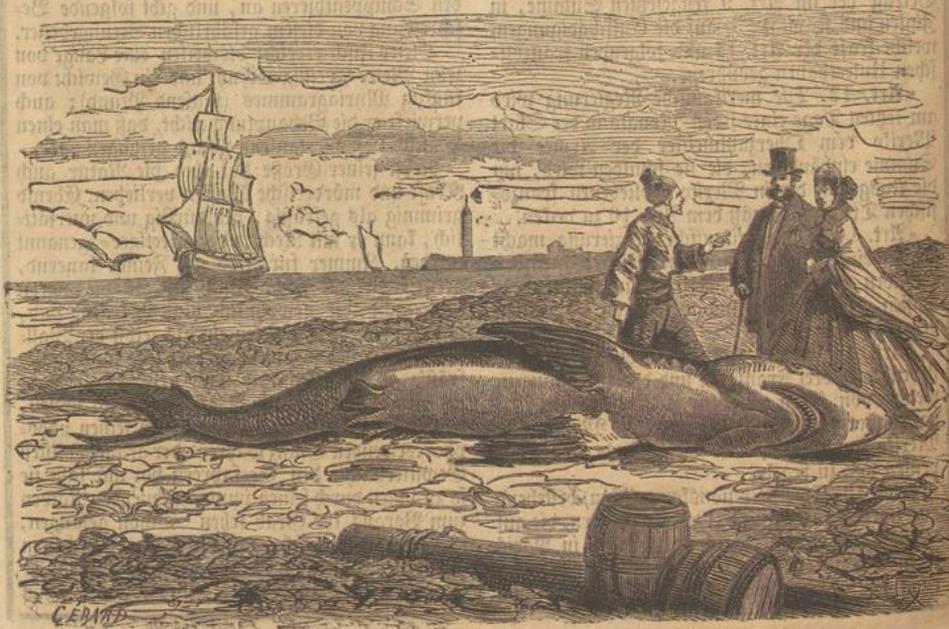
Sein Rücken und seine Seiten sind aschbraun und sein Bauch grauweiß.

Sein platter Kopf läuft in eine rundliche Schnauze aus. In gleicher Entfernung von der Schnauzspitze und der Mitte der Augen sind die Nasenlöcher, deren feiner Geruch dem Haiische von weitem und in dem getrübtesten Wasser, sogar in der finsternen Nacht, in den Tiefen des Oceans seine Beute zu erkennen gibt. Wie fast alle Fische, richtet der Haiisch seinen Lauf nach dem Geruch. Jene Gegenstände, die einen starken Geruch verbreiten, ziehen ihn zuerst an; man kann also die Meinung einiger Reisenden annehmen, die behaupten daß, wenn Weiße und Neger

im Meere baden, letztere der Gefräßigkeit des Haiisches durch ihren Geruch mehr ausgesetzt sind als erstere, die dadurch Zeit zur Flucht gewinnen. Zur Schande der Civilisation setzen dieselben hinzu, daß die Weißen die Gesetze der Natur so mit Füßen treten, daß sie nur in's Meer steigen, nachdem sie einige Neger um sich her vertheilt, die dem Haiische als Beute dargeboten sind.

Die halbrunde Schnauze ist quer unter dem Kopf und hinter den Naslöchern; sie macht ein Drittel der ganzen Länge des Thieres aus. Der Umriss der obern Kinnlade eines zehn Meter großen Haiisches mißt ungefähr zwei Meter (sechs Schuh). Welch ungeheure Deffnung für die Beute! Da der Schlund von einem verhältnismäßigen Durchmesser ist, so ist kein Wunder, daß er ganze Menschen verschlingen kann.

Bei offenem Rachen lassen sich hinter den schmalen, lederartigen Lippen platte, dreieckig ausgezackte, elfenbeinweiße Zähne sehen, deren Zahl mit dem Alter des Fisches zunimmt. Jung hat der Haiisch nur eine Reihe Zähne; ausgewachsen hat er unten wie oben sechs Zahnreihen, mittelst welcher er seine Beute zermalmt. Durch verschiedene Muskel-Bewegungen legt er diese Zahnreihen nach Belieben miteinander oder theilweise. Seine kurze, dicke, knorpelige, unten mit



einem Band festgehaltene Zunge ist weiß und rauh anzufühlen wie der Gaumen.

Die Augen sind klein und fast rund, deren Haut ist sehr hart; die Iris ist dunkelgrün und goldgelb; der blaue Augapfel bildet einen Quersplinter.

Der Magen gleicht einem ausdehnbaren Sack, der ein Viertel des Fisches einnimmt; bei einem großen Haifische hat er dritthalb Meter.

Beim Ausschlüpfen aus dem Ei ist der Haifisch nur zwei Decimeter lang; wie viel Zeit er bis zu seiner vollständigen Größe braucht, ist unbekannt. Seine Gefräßigkeit nimmt mit seinem Wuchs zu: die Grausamkeit ist ihm angeboren und kommt noch vor den Kräften.

Den großen Thieren setzt er am meisten nach, und sucht mit Vorliebe todte Thiere und Leichname. So, z. B., schwimmt er den Negerschiffen nach, welche zum Hohn der verlegten Menschenrechte an den Küsten Africas immer noch diesen sträflichen Handel treiben, bereit die Leichname der unter der Last der Sklaverei und der Reisestrappagen erlegenen Neger zu verschlingen. Jeder Seefahrer weiß, welcher Gefahr ein Reisender ausgesetzt ist, der an einem Orte in's Meer fällt, wo diese Seeungeheuer zahlreich sind. Will er sich durch Schwimmen retten, so wird er bald von einem dieser Fische erreicht und sich in die Tiefe des Meers hinuntergezogen fühlen. Hat man Zeit ihm ein Seil zuzuwerfen und ihn über die Klutten zu erheben, so erhebt sich der Haifisch so schnell über dieselben, daß er meistens den Unglücklichen erreicht und unter den Augen seiner erschrockenen Reisegefährten verzehrt.

Alein, welches sind die Mittel, die man anwendet um diese gefährlichen Thiere auszuwotten?

Auf den Küsten Africas gibt es beherzte Neger die gegen den Haifisch schwimmen und demselben im Augenblick wo er umkehrt den Bauch mit einem scharfen Messer aufschlagen. In beinahe allen Meeren fängt man ihn auf eine weniger gefährliche Weise. Zu stillen, finstern Nächten wird ein Stück Speck an einen Angelhaken, der an einer Kette befestigt ist, als Lockspeise in's Wasser getaucht. Ist der Haifisch nicht hungrig, so schwimmt er um dieselbe herum, heifst sie an und läßt sie wieder fahren. Thut man dann dergleichen als wollte man die Lockspeise zurückziehen,

Der Schrei der verletzten Menschenrechte, von dem Racebebe sprach, als er seine Naturgeschichte schrieb, ist erhört worden. Die Regierungen Europa's haben den Negereichthum aufgehoben und französische und englische Kreuzfahrer halten Wache und fahern jedes Negerschiff. Die Kapitäne dieser Schiffe werden zum Tode verurtheilt.

so schießt er darauf los, verschlingt sie hastig und taucht damit unter. Da er sich aber durch die Ketten angehalten fühlt, so zerrt er wie wüthend um sie mitzureißen. Hat er sich so müde gearbeitet, so zieht man die Kette gegen das Ufer oder das Schiff, damit der Kopf des Fisches über das Wasser kommt; dann sucht man ihn mit Seilschleifen zu umschlingen, besonders gegen den Schwanz, und bringt ihn so mit aller Vorsicht gegen seine Bisse oder seine Schwanzschläge an's Ufer oder auf das Schiff, wo man ihm den Garus macht.

Zwischen Himmel und Erde.

(Mit einer Abbildung.)

Folgende Begebenheit hat ehebesten in England viel Aufsehen gemacht. In andern Ländern behandelte man sie als eine Schnafe oder schob sie auf die Rechnung eines Originals, der die Aufmerksamkeit des Publikums um jeden Preis auf seine Benügligkeit ziehen wollte.

Wahr oder erdichtet, enthält sie genug ergreifende Scenen, um den Leser zu interessieren. Hier folgt sie, wie der Hauptakteur sie mittheilte:

Da ich in kinderloser Ehe lebte und ein großes Vermögen besaß, ergab ich mich den Grübeleien der Wissenschaften, um meine Mußstunden mit Etwas zuzubringen. Durch meine Studien bezweckte ich nichts weniger, als die Geseze zu ergründen, nach welchen sich die verschiedenen atmosphärischen Veränderungen richten und das zukünftige Wetter vorauszusagen. Die Barometer, Thermometer und Hygrometer waren meine getreuesten Gesellschafter. Ich habe alle erdenklichen Theorien versucht: den Einfluß des Mondes in seinen verschiedenen Lichtgestalten, die Electricitäts-Beschaffenheit der Luft, die Veränderung des Windes. Ich habe nacheinander genau die Volkssprichwörter, welche auf die Wetterung Bezug haben, beobachtet und in jeder Hinsicht geprüft, dann als werthlos und ungegründet verworfen. Etwas glaube ich bei meinen Bemerkungen erreicht zu haben, nämlich: das Wetter zwei Tage vorher zu bestimmen; allein dies ist auch Alles. Ich setze nichtsdestoweniger meine Nachforschungen fort: ich sammle Thatfachen, ordne sie, ziehe Folgerungen aus denselben, immer in der Hoffnung, das bestimmte, unfehlbare Gesez zu finden, das ich bis heute noch nicht entdeckt habe.

Vor einigen Wochen begab ich mich nach dem Frühstück an mein Lieblingsgeschäft, als mein

Bedienter mir eine Visitenkarte überreichte von einem Fremden, der mit mir zu sprechen verlangte. Ich nahm selbe und las: „Hr. Jacobs, Luftschiffer, durch Herrn B. C., Ihren Freund, empfohlen.“

Da ich gerne wissen mochte, warum Hr. B. C. diesen Fremden an mich gewiesen, gab ich meinem Bedienten Befehl, denselben einzuführen.

Es erschien ein langer, magerer Mann, dem ein scharfer Blick, ein bleiches Gesicht, ein außerordentlich langer Haar- und Bartwuchs ein Leihengesicht gaben. Er mußte in den Wolken gelebt haben und von der Luft genährt worden sein; denn außer seinen monströsen Haaren bestand er nur aus Knochen und Haut. Er gab sich als den Eigenthümer des bekannten Luftballons „der Lichtenstein“ an, und fügte bei, daß er in Deutschland über hundertmal in Gegenwart oder Gesellschaft von Fürsten, Ministern und der Hälfte des Adels des deutschen Bundes in die Höhe gestiegen sei; er zog ein schmutziges Büchlein heraus, welches voll Zeugnisse von seiner Geschicklichkeit und Unerforschtheit war und zahlreiche aristokratische Unterschriften führte.

— Zu welchem Zwecke, fragte ich ihn dann, hat Sie mein Freund an mich gewiesen?

— Herr B., erwiderte er in schlechtem Englisch, ist sehr geistreich; er hat gleich eingesehen, welche große Dienste mein Luftballon der Wissenschaft leisten kann, indem ich Gelehrten die Nachforschungsmittel verschaffe, die ihnen bis jetzt gefehlt haben. Als ich ihn um Adressen bat, gab er mir die Ihrige.

Diese Worte öffneten meiner Einbildungskraft ein weites Feld. Ich bligte vor Freude von meinem Stuhle auf beim Gedanken, in den Wolken selbst die Auflösung der Aufgabe zu finden, die mein Herzenswunsch war; sie sollten mir das Geheimniß ihrer Strömungen, ihrer An- oder Abwesenheit in der Luft entdecken; ich sollte an meinem eigenen Körper die außerordentliche Wirkung fühlen, welche das atmosphärische Drücken auf den menschlichen Organismus hervorbringt.

Ich erklärte Herrn Jacobs, daß ich sein Anerbieten mit Vergnügen annehme und daß vor Ablauf von acht Tagen meine Maßregeln getroffen und meine Instrumente für diese Luftreise bereit sein würden. Ich sagte 20 Pf. St. (500 Fr.) zu, die er für eine sechsstündige Aufsteigung verlangte. Wir kamen überein, Morgens früh aufzusteigen, um den Zubrang der Neugierigen zu vermeiden, wie auch, daß der Luftballon im Hofe der nahegelegenen Gasfabrik angefüllt würde.

Ich kaufte alsbald die mir fehlenden Instrumente und eine Decke, um mich gegen die strenge

Kälte zu schützen, die mich in den obern Luftschichten erwartete.

Am Vorabend des so ersehnten Tages erhielt ich von Herrn Jacobs ein Billet, worin er mir ankündigte, daß der Ballon um Mitternacht angefüllt werde, damit wir bei Tagesanbruch aufsteigen könnten und daß er mich um diese Stunde abholen werde.

Er war in der That sehr pünktlich; wir stiegen in meinen Wagen, in welchen ich alle meine Instrumente gelegt hatte. Der Tag schien ganz günstig zu werden: es zeigte sich kein Wölkchen und das azurine Gewölke allein schien mich vom Unendlichen zu trennen. Die frühe Morgenstunde hatte das Zusammenlaufen der Neugierigen verhindert. Außer den Arbeitern der Fabrik, welche den Ballon gefüllt und an Stricken festgehalten hatten, war Niemand anwesend. Ich legte meine Instrumente in das Schiffchen und nachdem das colossale Fuhrwerk das nothwendige Quantum Gas verschlungen hatte, stiegen wir Beide ein und Herr Jacobs erließ die angenommenen Worte: „Laßt Alles fahren.“

Gleich einem wilden Pferde, dem sein Reiter plötzlich die Zügel schießen läßt, erhob sich der Ballon mit Gedankenschnelle in die Lüfte. Ich überließ dessen Leitung ganz Herrn Jacobs und war in die Untersuchung meiner Instrumente vertieft. Der Barometer fiel mit um so mehr staunenerregender Schnelligkeit, als man zu Lande gewöhnt ist ihn nur in einer beschränkten Gränze sich bewegen zu sehen; auch der Thermometer fiel zusehends und der Hygrometer zeigte in der Luft weniger Feuchtigkeit an, so wie wir höher stiegen. Ich war sehr über eine plötzliche senkrechte Bewegung des Ballons erstaunt. Ich vermuthete, daß wir gerade in eine Luftschicht gerathen, die derjenigen der unteren Regionen entgegensetzt wäre. Bei der Untersuchung meines Compasses bestätigte sich meine Muthmaßung, denn anfänglich gegen Süden, wurden wir jetzt gegen Norden getrieben. Ich empfand weder Schwindel, noch einen anderen physiologischen Effect, den man der Luftverdünnung zuschreibt, obgleich wir, dem Barometer zufolge, über zwanzigtausend Fuß hoch waren, nämlich höher als die höchsten Alpen. Das Strument über uns war schwarzblau, gleich den Gewässern des mitteländischen Meeres, wenn kein Gewölk zwischen ihm und der Sonne steht. Diese sandte ihre glänzenden Strahlen auf uns, ohne uns jedoch zu erwärmen; selbst die dicke Decke schützte mich nur wenig. Mein Puls schlug heftiger als unter dem Einflusse des größten Schreckens. Herr Jacobs, mit dem ich mich bis dahin ganz und gar

nicht beschäftigt hatte, rauchte ruhig seine Cigarre, wenn er nicht schon an der zweiten oder dritten war. Endlich nahm er dieselbe aus dem Munde, warf sie über Bord und sagte zu mir: — Würden Sie gerne dieser Cigarre nachreisen?

Ich schaute ihn erstaunt an und ward durch die Veränderung seiner Physiognomie sehr betroffen. Sein Blick war wild und seine sonst bleiche Gesichtsfarbe war bleifarbig. War er plötzlich verrückt geworden? War dieser Anfall nur augenblicklich und die Folge der außerordentlichen Höhe, in der wir schwebten? In beiden Fällen war meine Lage höchst unangenehm.

Während diese Gedanken meinen Geist durchflogen, sah mich Herr Jacobs unbeweglich an. Er suchte mich offenbar einzuschüchtern, jetzt wo Kaltblütigkeit und ein schneller Entschluß allein mich retten konnten. War er wirklich verrückt, so mußte er wie ein wildes Thier behandelt und durch die Kraft und Ueberlegenheit der Vernunft gebändigt werden. War es nur eine augenblickliche Narrheit, welche vom Drange des Blutes nach dem Hirn herkam, so mußte so schnell als möglich hinabgefahren werden. Durch die Aufmerksamkeit, welche dies Verfahren erforderte, konnte seinen Gedanken eine andere Wendung gegeben werden. War es aber rathsam, ihm ein Manöver anzuvertrauen, wovon unser Heil abhing? Und konnte ich es in meiner Unerfahrenheit selbst versuchen? Ich sah wohl ein Seil, das von seiner Achsel bis an den Gipfel des Ballons ging, allein wie sollte ich mich dessen bedienen? Mußte es nur gerüttelt oder langsam angezogen werden? Meine Unentschlossenheit war von kurzer Dauer; Herr Jacobs schien in seinen Taschen den gesuchten Gegenstand gefunden zu haben und sagte mir ruhig:

— Wie Sie sehen, sind Sie in meiner Gewalt; wir schweben in einer Höhe von ungefähr fünf Meilen (neun Kilometer), ich bin stärker als Sie, hören Sie also auf meinen Vorschlag: Ich bin ein armer Teufel und Sie ein reicher englischer Gentleman. Sie können einen Theil Ihres Vermögens fahren lassen, ohne es nur zu fühlen. Hier ist ein dem Inhaber zahlbarer Wechsel von tausend Pfund Sterling (25,000 Fr.); unterschreiben Sie denselben, — wo nicht, so ist Ihr Leben keinen Strohhalme mehr werth. Ich habe kräftige Arme und dies zu Ihrer Verfügung. — Zugleich sah ich den Lauf einer Pistole aus seiner Tasche herausblicken. — Unterschreiben Sie und schwören Sie, Niemand je zu sagen, was sich zwischen uns Beiden zugetragen, oder Sie werben, wie ich Ihnen eben gesagt habe, den Weg

meiner Cigarre nehmen, und wer wird dann wohl sagen können, auf welche Art Sie gestorben sind?

Zugleich überreichte er mir zwei Blättchen Papier, wovon eines ein förmlicher Wechsel von tausend Pfund Sterling war, dem nur die Unterschrift fehlte, das andere enthielt die Cidesformel, den ich schwören sollte.

Gut! Ich hatte mit einem Spitzbuben neuer Art und nicht mit einem Narren zu thun. Allein wie närrisch war ich nicht selbst gewesen, einem Unbekannten mein Leben anzuvertrauen! Mein Leichtsinns war schuld, daß mein Leben oder wenigstens meine Börse jetzt in so großer Gefahr schwebte. Tausend Pfund! Solche Summe verliert man nicht gerne. Ich wußte nicht was machen, allein mein Gefährte gab mir keine Ueberlegungszeit.

— Sind wir eins? Der Wind treibt uns gegen das Meer; unterzeichnen Sie, so laß ich den Ballon niedersteigen; zögern Sie, so sage ich Ihnen eine Kugel durch den Kopf und werfe Sie über Bord, und kein Mensch wird erfahren, was aus dem Gelehrten geworden, der mit einem Unbekannten in die Wolken gefahren ist.

Ich war den Uebungen im Wetträngen immer fremd geblieben; allein als Engländer konnte ich mir diese Annahme nicht gefallen lassen. — Lieber, dachte ich, mein Leben gegen diesen Erzhalunken vertheidigen als eine Schrift unterzeichnen, die mich für immer entehren würde. — Gott sei Dank für den kräftigen Entschluß, den Er mir in dieser äußersten Noth eingab.

— Geben Sie mir die Feder, Herr Jacobs, sagte ich, indem ich die Blättchen aus seiner Hand nahm. Das Geld sollen Sie bekommen; ich kann es schon verlieren; allein Sie sind ein Glender und ich versichere Sie, daß Sie es nicht genießen werden, ohnerachtet meines Eides nichts davon zu veröffentlichen.

Im Augenblicke als er mir die Feder reichte und innerlich über den Erfolg seiner Streiches schmunzelte, packte ich ihn mit einer Hand an der Gurgel und zog mit der andern an dem oben besprochenen Seil. Der Bösewicht hatte sich nicht auf einen solchen Angriff erwartet.

Ich hatte auf den Aérostat das erwünschte Resultat hervorgebracht, indem ich dem Gas Luft verschaffte; denn er fing an schnell zu sinken. Ich wollte Herrn Jacobs durch unsere gemeinsame Gefahr erschrecken und mir das Uebergewicht über seine physische Kraft und seine Waffen verschaffen. Unglücklicherweise langten meine beiden Hände kaum hin, um ihn festzuhalten, und ich mußte das Seil fahren lassen. Es

gelang ihm eine seiner Hände frei zu machen, und mit der andern hielt er die meinige wie in einem Schraubstocke. Er zog die Pistole aus der Tasche und wollte mir den Kopf zerschmettern. Ich glaubte, meine letzte Stunde sei da als durch eine übermenschliche Anstrengung ich ihn gegen die Wand des Schiffchens stieß und zugleich den Kopf abwendete. Der Schuß ging los, streifte leicht meinen Kopf und durchbohrte den Ballon. Ich empfand Schrecken und Zufriedenheit zugleich: Schrecken, wenn ich bedachte, daß das schnelle Ausdünsten des Gases uns einen schrecklichen Tod verursachen könne; Zufriedenheit, bei dem Gedanken, daß dieser furchterliche Streit ein Ende nehmen werde. Er hörte auch wirklich wie durch ein gegenseitiges Einverständnis auf, so schwindelköpfig schnell wurde unser Herabsteigen. Die steilen Felsen, das Feld, die Meereswellen lagen deutlich vor unsern Augen und ich fragte mich ob wir gegen die Felsen zerschmettert oder von dem Meere verschlungen werden würden. In letztem Falle blieb mir eine Hoffnung auf Rettung. Ich war ein guter Schwimmer und hoffte das Land zu erreichen, wenn je unser Fall nicht in allzugroßer Entfernung vom Ufer statthätte. Mit Herrn Jacobs stand es anders: Die Mangelhaftigkeit, mit der er allen Bewegungen des nach dem Meere hin fahrenden Ballons folgte, sagte mir, daß er nicht schwimmen konnte. Der Glende hätte vorgezogen, durch Zerschmettern gegen die Felsen einen schnellen Tod zu finden als langsam zu ertrinken. Als ihm kein Zweifel mehr über unsere Todesart blieb, denn wir berührten so zu sagen die Stuten, wurde er wüthend. Wahrscheinlich sah er einen Hoffnungsstrahl in meinen Zügen leuchten; denn er warf sich auf mich mit den Worten: „Entweder ertrinken wir miteinander, oder wir werden Beide gerettet.“

In diesem Augenblicke berührte das Schiffchen die Wellen; wir gingen einen Augenblick unter, allein das wenige Gas, das der Ballon noch enthielt, war hinreichend um ihn auf der Oberfläche des Wassers wie einen großen Ballen springen zu machen. Endlich wurde das Schiffchen durch einen heftigen Stoß völlig umgeworfen. Der Luftschiffer stieß einen Schreckensschrei aus, und ließ mich los um sich an den Seilen festzuhalten. Meinerseits benutzte ich diese Gelegenheit um aus allen Kräften außer seinem Bereich zu schwimmen: da das Ufer nicht allzuweit war, erreichte ich es glücklicherweise. Als ich einen Blick zurückwarf, sah ich meinen Gefährten sich krampfhaft an den gasleeren und kraftlos auf den Wellen hinschwimmenden Ballon anklammern. Sein Schicksal konnte mich nicht lange fesseln, denn

das meinige war auch nicht ganz beruhigend. Erschöpft vom langen Kampfe, schwer gekleidet, schwamm ich nur mühsam; allein das Vertrauen auf Gott stärkte mich, und in der That rettete Er mich. Als ich am Ufer anlangte, waren meine Kräfte all: ich dankte dem barmherzigen Vater, dessen Güte mich aus der größten Gefahr gerettet, in der sich je ein Mensch befunden.

Ich warf nochmals einen Blick auf das Meer und sah den Fremden und den Ballon miteinander in den Fluten verschwunden, worauf der Wind mich noch den letzten Nothruf hören ließ.

Eine tiefe Traurigkeit ergriff meine Seele: Unerachtet der Berrüchtheit, die Herr Jacobs gegen mich bewiesen, würde ich dennoch gerne die Summe, welche er mir abdringen wollte, aufgeopfert haben, um sein Leben zu erkaufen. Aber das Meer gibt, leider! seine Beute nicht zurück.

Ich stieg hierauf auf die Brandung und gewahrte in der Ferne eine kleine Strohhütte. Ich schleppte mich mühsam dahin und wurde mit einer wahrhaft christlichen Gastfreundschaft von dem ehrlichen Fischer, der sie bewohnte, aufgenommen. Ich erzählte ihm theilweise mein Abenteuer, worauf er mir ein Gläschen Schnapps einschenkte, mir sein eigenes Bett herrichtete, auf welchem ich bald einschlief. Nach einigen Stunden Ruhe war ich gestärkt genug, um die nächste Stadt zu erreichen, wo ich mit der Eisenbahn nach Hause fuhr. Meine Ankunft stillte die Bangigkeit meiner Frau. Um den mehr oder weniger übertriebenen Gerüchten über mein Abenteuer ein Ende zu machen, entschloß ich mich dessen treue Erzählung durch die Zeitungen bekannt zu machen, um bei den Besuchen meiner zahlreichen Freunde das Nämliche nicht jedes Mal wiederholen zu müssen.

Die Tabaksdose des Herrn Pfarrers.

An einem schönen Frühlingstage hielt der Wagen der Frau von E. . . , die wir nur mit diesem Buchstaben bezeichnen werden, aus Furcht, gegen ihre Bescheidenheit zu verstossen, vor der Thüre eines kleinen, aber reinlichen Pfarrhauses, das inmitten eines Gartens wie ein Nachtigallenest in einem Rosenstrauche lag. Als der Diener den Kutschenschlag geöffnet, sprang ein zehnjähriges Mädchen, die kleine Martha, heraus, lief in den Garten, wo sie gleich einem Schmetterling von einem Blumenbeete zum andern hüpfte, um einen schönen Strauß für ihre Mutter zu pflücken. Dann erst

eilte sie zu dem alten Pfarrer, welcher sie zum Empfang der heiligen Kommunion vorbereitete. Zur Mittagsstunde holte sie die Kutsche wieder ab.

— Nun, mein Kind, fragte die Mutter beim Mittagsmahle, wie geht es unserm würdigen Pastor?

— Mama, er ist sehr blaß und mager.

— Es geht ihm nicht sonderlich gut, dem braven Herrn, fügte die Kammerfrau hinzu, welche Frau von L. bei Tische aufwartete. Während des rauhen Winters hat er sich nicht einmal so viel eingeheizt, als es für einen Mann in seinem Alter nöthig wäre, und seit mehr als sechs Monaten trinkt er nichts als Wasser.

— Und warum das, mein Gott!

— Nun sehen sie, gnädige Frau, der Schnee blieb dies Jahr gar lang liegen, die Arbeit war rar in den Hütten und die Nahrung auch, denn die Kartoffeln sind erfroren. Das Herz des Herrn Pfarrers hat geblutet, als er all dies Elend sah; er nahm das Bett aus seinem großen Zimmer und legte sich in sein Cabinet, dann miethete er einen Ofen, den man bei Tagesanbruch anzündete und an dem Jedermann sich nach Lust wärmen konnte. Da er wohl wußte, daß Niemand im Dorfe nach Appetit ah, ließ er gute Suppe kochen und Jeder hatte Morgens und Abends seinen vollen Köffel. All sein Holz ist dabei draufgegangen, und sogar sein Wein, den er verkaufte; aber es gab so viele Hungerige, daß auch das nicht zureichte, und deshalb hat er zuletzt am Essen sich selbst abgebrochen.

— Mutter, rief Martha, ich kann mir jetzt denken, warum ich sein schönes Elfenbeinkreuz nicht am gewohnten Orte gesehen, und warum er, der so große Stücke auf seine silberne Dose hielt, jetzt eine von Birkenrinde führt.

— Er hat Alles verkauft, der würdige Mann, selbst seine drei Besteck und seinen großen silbernen Becher; jetzt ist er mit einem hölzernen Köffel wie das einfachste von seinen Pfarrkindern, fügte die Kammerfrau bei.

Unter Tags kam der Gottesmann um der Frau von L. einen Besuch zu machen. Sie lud ihn auf den andern Tag zum Mittagessen ein und überreichte ihm ihre Börse, indem sie ihn bat, ihr Almosen zu vertheilen, weil er es doch besser zu verwenden wisse als sie selbst.

An Abend, als Martha ihre Mutter küßte, sagte sie mit bittender Stimme: »Ach, Mama, wenn Du es erlauben wolltest!

— Erlauben, was, mein Kind?

— Mir erlauben, die Tabaksdose unsers guten Pfarrers zurückzukaufen. Du weißt, daß mir mein Vater fünf Goldstücke für mein Neujahr geschenkt hat.

— Ja, gewiß, theures Kind. Das sollst du thun. Ich freue mich herzlich, daß wir den nemlichen Gedanken hatten. Ich war entschlossen sein schönes Cruzifix, auf welches morgens sein erster Blick fiel, um jeden Preis wieder zu erkaufen, wir werden morgen früh nach der Stadt gehen. Schlafe also nicht zu lange, damit wir zur Mittagsstunde wieder zurück sind. Eine unnöthige Mahnung; das Kind war vor Tag erwacht, so sehr setzte sie die Hoffnung, dem ehrwürdigen Geistlichen eine Freude zu bereiten, und die Angst, die Tabaksdose nicht zu finden, in Aufregung.

In der Stadt fand Frau von L. leicht den Goldschmied, der das Silber des wohlthätigen Seelsorgers gekauft hatte: die alte Tabaksdose und das Cruzifix waren allein noch in seinen Händen; da aber letzteres ein wahres Bildhauermeisterstück war, ließ er sich lange bitten, bis er es an Frau von L. abtrat.

Als sie nach Hause kamen, fanden Martha und ihre Mutter den Gast, der sie empfing. Ein Zeichen gab der Kammerfrau zu verstehen, daß das Cruzifix erkauf sei und nach den empfangenen Anweisungen, hing sie dasselbe im Pfarrhause an seinem alten Plage auf.

Man setzte sich zu Tische, und während der Pfarrer das Elend einer Familie schilderte, die eben durch einen Brand ruiniert worden, schob Martha, ohne daß er es gewahrte, die silberne Dose an die Stelle der birkenen, denn da er häufig schnupfte, hatte er beinahe immer seine Tabaksdose in der Hand, oder stellte sie wenigstens neben sich. Der Pfarrer nahm sie mechanisch in die Hand, aber die Kälte des Metalls fühlend, unterbrach er sich, sah sie an, und eine dicke Thräne rollte ihm über die Wangen.

— Entschuldigen Sie, Madam, die Schwäche eines alten Mannes; aber meine Mutter bediente sich dieser Dose so lange sie lebte. Dann sagte er, indem er das strahlende Gesicht des kleinen Mädchens bemerkte, das seine feuchten Augen auf ihn heftete: »Mein Kind, Gott wird dich segnen; denn der reinste Weibrauch, den wir Ihm weihen können, ist das Glück, das wir unserm Nächsten bereiten.

Als er in seinem Schlafzimmer auch sein Cruzifix fand, fiel er auf die Kniee, und sandte zum Himmel inbrünstige Gebete für das Wohl der Familie L., welche gewiß erhört wurden.